

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

82.

Donnerstag, am 31. Juli 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

B o m b i.

Historische Novelle von Ludwig Köhler.

(S c h l u ß.)

Die Nacht war hereingebrochen, prachtvoll, wie sie nur die Tropenländer kennen, die Sterne schwammen wie goldne Kugeln an dem tiefblauen Firmament und die ganze Landschaft war wie von Silberglanz übergossen; die Orange- und Pomeranzenblüthen dufteten, im Laub der Ananasvalme, des Zimmt- und Pfefferbaumes spielte der weiche West und große Leuchtkäfer durchschwirrten wie Flämmchen die Luft. Das Fest war zu Ende, nur dann und wann donnerten noch einzelne Freundschüsse durch die Stille der Nacht. Nuna hatte sich auf ihr Gemach zurückgezogen und erwartete in banger Sehnsucht den Gatten. Dieser aber lauschte, Unmuth und Eifersucht im Herzen, im Gebüsch, und jedes rauschende Blatt machte seine Aufmerksamkeit rege. Endlich hörte er den Tritt

zweier Männer und halblaut flüsternde Stimmen; das Blut schoß ihm heißer zum Herzen, es war Hernandez, den Christoval nach den Gehöften des Freundes begleitete. Die Männer schieden jetzt; aber statt in das Haus zu treten, wandte sich Hernandez nach dem Drangemwäldchen, das den hintern Theil des Hauses beschattete. Taku schlich ihm leise nach. Es war zweifelhaft, welchen Zweck der Weiße verfolgte; vielleicht wollte er nur den stärkenden Duft der Blüthen athmen, Taku's Eifersucht hingegen schob ihm die gehässigsten Absichten unter. Und als er jetzt gar ein portugiesisches Lied zu singen begann, dessen Weise süß verlockend wie ein Liebeslied klang, da vermochte der Neger seinen Groll kaum mehr zu bändigen, er glaubte das Gesicht seiner Nuna durch die Gitterstäbe ihres Fensters zu sehen, und hatte schon das Messer gefaßt, um sich auf den Feind zu stürzen, als Hernandez zurückschritt und in das Haus trat. Dies rettete ihn vom sichern Tod. Taku schob sein Messer locker in die Scheide zurück und begab sich nach dem Gemache seines jungen Weibes, das ihn mit warmen Küßen und

liebender Umarmung umfing. So verbrauchte sein Groll für diese Nacht.

Aber der tückische Dämon des Argwohn's war nicht für immer aus seiner Seele gewichen, und Hernandez hütete seine Blicke zu wenig, um ihm nicht wenigstens scheinbar gerechte Ursache dazu zu geben. Dieser Argwohn führte den jungen Neger noch auf einen andern Verdacht, den nämlich, der Weiße sei gekommen, um die Stadt an seine Brüder zu verrathen. Sein Haß hatte diesen Gedanken geboren, vielleicht um sich selbst zu beschönigen, und pflegte ihn mit Fleiß. Er äußerte sich darüber gegen Zombi, der ihm jedoch mit ernster Würde antwortete: „Beweise mir, daß der Fremdling mit doppelter Zunge redet, und er stirbt den Tod des Verräthers, wo nicht, so mag er ruhig seines Weges ziehn!“

Dies stimmte jedoch nicht mit Taku's Sinn überein; er war entschlossen, den fremden Feind zurückzuhalten, sei es, um welchen Preis es wolle, und bedachte nicht, daß er den Grund seiner Eifersucht dadurch fesselte, statt ihn zu entfernen.

Hernandez rüstete sich zur Abreise, kaum aber hatte Taku dies vernommen, als er die Begleiter für sich zu gewinnen strebte, die Zombi dem Fremdling bis an die Grenze der Palmarästianer mitgeben wollte. Er schilderte ihn als einen Feind der Nation, der jedoch seine verrätherische Absicht so geschickt zu verbergen wisse, daß selbst der weiße Zombi getäuscht worden sei. Doch erfordere es die heiligste Pflicht, die Schlange unschädlich zu machen, die die genossene Gastfreundschaft durch Verrath vergelten wolle. Die leicht erregten und für ihre Freiheit ängstlich besorgten Gemüther waren bald gewonnen, und so kam man dahin überein, daß der Fremdling bis an eines der Thore sicheres Geleit haben sollte, dort aber sollten sie ihn niederwerfen und in sicheren Gewahrsam bringen.

Der Portugiese wurde von Zombi mit reichen Geschenken entlassen; er empfing ein Pferd, und der kleine Zug setzte sich nach dem Thore in Bewegung. Aber der Begleitung des Weißen hatte sich auch Christoval angeschlossen, ein Mann, der nicht in Taku's Plan paßte. Christoval sah ihn leichtem Herzens scheiden, denn die Sorge, von welcher sich sein Herz seit jenem Gespräche mit

dem Landsmann belastet gefühlt, war nun gewichen.

Einzelne Menschengruppen schauten dem Zuge nach, der kaum am Thore angelangt war, als die Hernandez begleitenden Neger ihn vom Pferde rissen und ihm die Arme verstrickt hatten, ehe er sich dessen versah. Hernandez wehrte sich so verzweifelt, als es seine Lage erlaubte, er verfluchte die Treulosigkeit Zombi's, der zu feig gewesen sei, ihm offen als Feind gegenüber zu treten und unter dem Scheine der Freundschaft ihm ein verrätherisches Netz gestellt habe; er verlangte vor Zombi gebracht zu werden, um ihm den Vorwurf des heimtückischen Verraths in den Bart zu schleudern.

Christoval war starr vor Schreck und Verwunderung, als er Zeuge dieses Vorfalls ward. Als jedoch Hernandez in Verwünschungen gegen den Häuptling ausbrach, rief er mit starker Stimme: „Unbesonnener, schmähe den Edlen nicht, der unschuldig an dieser That ist. Bei dem lebendigen Gott, den wir Beide verehren, Zombi weiß nichts von diesem Verrath! — Und Ihr,“ wandte er sich zu den Negern, „wie dürft Ihr's wagen, diesen Mann feindlich anzutasten und also gegen den Befehl des großen Häuptlings zu handeln?“

Die Neger neigten ehrerbietig das Haupt vor ihm und Einer sprach: „Die weiße Haut ist ein Verräther, und darum wollen wir dem Geier die Flügel binden, daß er nicht den Verrath zu unsern Brüdern trage.“

„Zombi hat ihn von diesem Vorwurf freigesprochen und das Gesetz hat ihn nicht verdammt!“ rief Christoval dagegen; „also sollt ihr ihn frei und ledig lassen, wie es der Häuptling befohlen!“

Eine große Menschenmenge hatte sich während des um die Scene versammelt, und wo die Kunde hindrang, daß der Fremdling ein Verräther und Spion sei, brach der Grimm in lauten Verwünschungen aus. Christoval wandte sich an das Volk, das seinem Worte sonst immer Glauben und Vertrauen zu schenken pflegte. „Duldet's nicht,“ rief er, „daß man einen Unschuldigen mißhandle, wenigstens einen Mann, dessen Schuld durch keinen Zeugen erwiesen ist. Der große Häuptling hat geboten, ihn frei zu geleiten, und nicht feindlich Hand an ihn zu legen; sorget,

daß seinem Befehle gehorcht werde, auf daß nicht Schimpf auf Zombi's und Eurem Haupt laste."

"Aber er ist ein Verräther!" murmelte es in der Menge.

"Es ist kein Verräther!" entgegnete Christoval. "Ich büрге dafür!"

"Und ich büрге dafür, daß er eine falsche Schlange ist, die schon die Zunge gekrümmt hat, uns in die Fersen zu stechen!" rief eine starke Stimme, und Taku's hohe Gestalt trat hervor. "Dafür büрге ich, der Sohn des großen Häuptlings Zombi!"

"Nieder mit dem weißen Teufel! Zertretet der Schlange den Kopf!" rief es in der Menge.

"Wollt Ihr Euren Namen mit Schande beladen, freveln gegen Gott und das Gesetz?" entgegnete Christoval. "Die Stätte wird verflucht sein, wo solch ein Mord geschähe, es wird Feuer vom Himmel regnen und Eure Hand verbrennen, und der Feind wird die Hand mit Eurem Blut röthen. Denn der Vater des Himmels wird Euch nicht beistehen im Kampf, so Ihr einen Unschuldigen mordet!"

"Seht Ihr nicht, daß er eine weiße Haut hat, gleich dem Verräther?" fiel Taku ein. "Alle Weißen sind falsch! Glaubt ihm nicht. Der Basilisk wird seinen Brüdern verrathen, wohin sie ihr Geschloß wenden sollen, dann werden sie kommen und werden den Tod auf Eure Häupter schleudern und werden Eure Freiheit mit Füßen treten. Sie werden Eurem Nacken das Joch aufladen und werden Salz streuen auf die Stätte, wo Ihr glücklich waret. Sie werden —"

"Nieder mit der weißen Haut!" brüllte der Haufe und drängte sich gegen den wehrlosen Unglücklichen heran. Christoval warf ihnen seinen schwachen, gebengten Leib entgegen. "Tödtet mich erst," rief er, "ehe Ihr ihm ein Haar krümmt! Ich habe Euch wie meine Brüder geliebt und bin kein Verräther, wie jener Verblendete sagt. Möge ihm der Gott des Himmels das schlimme Wort vergeben. Der große Häuptling soll zwischen Euch und diesem Jüngling entscheiden, das Gesetz soll ihn verdammen, wenn er schuldig ist!"

"Das Gesetz richtet nach dem Schein," sagte Taku, "die Schlange hat aber ihr Fell bunt und

gleißend gemacht. Das Gesetz wird ihn freisprechen und er ist dennoch ein Verräther!"

"Fluch über Dich, so Du Empörung spinnst gegen das Gesetz, dessen Vertreter Dein Vater ist!" rief Christoval. "Es wäre besser, das Meer verschlänge Dich, als daß Du Zwietracht säest unter Dein Volk. Hört ihn nicht, Männer von Palmaräs! Aus ihm spricht das Verbrechen! Hin zum großen Häuptling, er mag entscheiden!"

Die eindringlichen Ermahnungen Christoval's drangen endlich durch, der Haufe bewegte sich nach der Wohnung des Häuptlings, Hernandez in der Mitte, seine Stirne fürchte sich, als er das Geschehene vernahm. "Wo ist Taku?" fragte er mit zornzitternder Stimme.

"Hier, mein Vater!" antwortete Taku, trotzig vortretend.

"Lege Zeugniß ab gegen den weißen Mann, den Du des Verraths angeklagt!" fuhr der Häuptling fort.

Taku schwieg.

"Sieh Rede!" herrschte ihn Zombi an.

"Ich habe kein Zeugniß gegen ihn," antwortete Taku. "Aber mein Herz glaubt, daß er ein Verräther ist!"

"Und darum handeltest Du selbst als Verräther und sannest heimliche Lücke gegen meinen Gastfreund, mit dem ich das Brot gebrochen?" rief der Häuptling streng. "Du bist der Verräther, und darum verbanne ich Dich aus den Mauern von Palmaräs, bis die Sonne zweimal ihren Kreislauf vollendet. — O, mein Sohn," fuhr er weicher fort, "warum hast Du mir das gethan; ich nährte Dich, wie der Adler sein Junges, und nun muß ich mein Haupt mit Jammer in die Grube legen. Nimm Abschied von Deinem Weibe, denn ehe die Sonne in's Meer sinkt, muß Du den Staub von Deinen Füßen schütteln. — Vermag Einer noch Zeugniß abzulegen gegen den weißen Mann?" fragte er wieder mit lauter Stimme.

Alle schwiegen.

"So ist der weiße Mann frei und wird in Frieden aus unsern Grenzen gehen!" sagte Zombi darauf. Alle waren von Hernandez zurückgetreten, der dem Häuptling gegenüber stand und ihm seine Bewunderung nicht versagen konnte. "Laß

es meinen Namen und den des Volkes von Palmaräs nicht entgelten, was an Dir geschehen ist!" sagte Zombi zu ihm. „Wenn Du Deinen Brüdern erzählst, was Du erduldet, so erzähle ihnen auch, wie Zombi die Missethat bestraft!"

„Ich werde nun freiwillig bleiben, um den Verdacht zu Schanden zu machen!" entgegnete Hernandez. „Dich aber bitt' ich, erlaß Deinem Sohne die Strafe, dem ich das Unrecht vergebe, das er mir gethan."

„Er hat gegen das Gesetz und gegen das heilige Recht der Gastfreundschaft ein größeres Verbrechen begangen, als gegen Dich; von der Strafe dieses Verbrechens kann ihn keine Fürbitte befreien. Deiner Vergebung bedarf er, aber er wird dennoch büßen. Was Dein Bleiben betrifft, so steht Dir mein Haus gastlich offen, Du bist frei und magst thun, was Dir gefällt!"

Hernandez erklärte, bleiben zu wollen, bis es dem Häuptling selbst gefalle, ihn gehen zu heißen. Taku stand vernichtet; von dem Vater hatte er keine Milderung oder gar Zurücknahme des Spruchs zu erwarten, und doch erfüllte ihn der Gedanke, die junge Gattin zu verlassen, und noch dazu in der Nähe des verhassten Feindes, mit entsetzlicher Dual. Christoval betrachtete den jungen Mann mit Mitleid. Er näherte sich ihm und legte die Hand auf seine Schultern, indem er sprach: „Verzage nicht! Die schwere Zeit wird vorübergehen!"

Taku sah den Tröster mit großen Augen an. „Hab' ich Dich nicht schwer beleidigt," sagte er, „und Du verklagst mich nicht?"

„Ich gedenke dessen nicht!" antwortete Zener. „Das Unglück ist über Dich gekommen, und es erbarmt mich. Ich ahne, was Du am meisten fürchtest: die Trennung von Nuna."

„Ich kann sie nicht verlassen!" rief Taku leidenschaftlich. „Ich weiß, der weiße Jäger zielt mit den Pfeilen seiner bösen Begierden auf sie; sie wird fallen, wenn ich sie nicht beschützen kann."

Christoval ließ einen langen Blick auf ihm ruhen, der Beweggrund von Taku's Handlungsweise ward ihm nun mit einemmale klar. „Mein junger Bruder hat schwerere Schuld begangen, als ich ahnte," sagte er ernst. „Doch er mag

getroßt sein, ich werde seine Blume hüten, daß keine fremde Hand ihren Duft abstreife."

„Mein Bruder ist sehr gütig," antwortete Taku nicht ohne Argwohn. „Ist er aber gut gegen mich gesinnt, so mag er beim Vater für mich sprechen, daß er mir erlaube, meine Stirne zu seinen Füßen zu legen."

„Weiß Taku nicht, daß der große Häuptling wie ein Fels im Meere ist, an dem die Brandung machtlos zerschäumt? Zombi's Sinn ist kein schwankendes Rohr. Damit aber mein junger Bruder erkenne, daß ich es gut mit ihm meine, so will ich beim großen Häuptling für ihn bitten."

„Ein Fremdling beim Vater für den Sohn!" murmelte Taku.

Christoval suchte Zombi auf. Trauer hatte des greisen Mannes Auge düster umflort, der Gram seine Gestalt gebeugt. Christoval sah den trauernden Vater, nicht den zürnenden Häuptling vor sich, und er hoffte, ihn durch seine Bitten zu erweichen.

„Mein schwarzer Bruder trauert um den Sohn," begann er, zu ihm herantretend.

„Wodurch hab' ich so schwer gesündigt, daß der große Geist mich also züchtigt?" antwortete Zombi seufzend. „Dieser Sohn war der Stolz meines Herzens, ich stützte mich auf ihn, wie auf einen Stab, und nun ist er mir verloren!"

„Er bereut und verdient Deine Vergebung. Er sendet mich, für ihn zu bitten, daß er noch einmal vor Dein Antlitz treten dürfe. Sei nicht hart gegen ihn, und erwäge mit väterlichem Herzen, warum er Dich fleht."

„Ich will ihn anhören; darf ich aber gewähren, um was er mich bitten wird? Darf das Wort, das ich spreche, Rauch sein, den der Wind verweht? Nein! Zombi verdiente dann nicht, der große Häuptling zu heißen, wenn die Liebe ihm mehr gälte, als das Gesetz. Taku mag kommen und Abschied nehmen."

Christoval schwieg. Er wollte und durfte nicht den Häuptling zu einer Beugung des Gesetzes verleiden. Er ehrte den echten Republikanersinn des Negers.

„Der weiße Mann hat viel Unglück in mein Haus gebracht!" sprach Zombi wieder seufzend. „Nun geh' und rufe meinen Sohn."

Nach wenig Minuten trat Taku zu dem Vater. „Mein Sohn ist gekommen,“ sagte Zombi mild, „um seinem Vater zum Abschied die Hand zu küssen. Der große Geist geleite Dich auf Deinen Wegen.“

„Vater, Gnade!“ rief Taku, sich vor dem Häuptling auf die Kniee werfend.

„Bist Du Zombi's Sohn,“ antwortete dieser, „und weißt nicht, daß der Vater schweigen muß, wo der Häuptling verdammt? Du hast Empörung gegen mich gesonnen, und ich habe Dir vergeben, aber Du hast gegen das Gesetz gestrevelt, und das Gesetz ist unerbittlich. Gehe hin, mein Sohn!“

„So befehl, daß Nuna mich begleite!“

„Hast Du eine zweite Heimath, wo Du sicher wohnen wirst?“ fragte Zombi. „Weißt Du sie zu nennen, so wird Dein Weib Dir folgen. Du aber wirst in Wäldern hausen und den wilden Thieren Deine Lagerstätte abringen, wirst von den Bäumen Dein Brot essen und an der Quelle Deinen Durst löschen, darum wirst Du allein ziehen. Aber ich werde Dein Weib hüten, wie ich mein Auge hüte. Kein feindlich Auge soll ihr nahen, rein soll sie Dich empfangen, wie Du sie rein verlassen. Gehe hin, nimm Abschied von ihr, dann nimm von meinen Gütern, was Du bedarfst, und wende Deinen Fuß nach Aufgang oder Niedergang, und kehre wieder, wenn der Sommer zweimal über die Erde gegangen.“

Er schloß den Sohn an seine Brust und wandte sich von ihm ab, um seinen Schmerz zu verbergen. Taku ging; er wendete seine Schritte nach Nuna's Gemach, zu der schon die böse Kunde gedrungen war und die ihn weinend empfing. Bei ihr verträumte er den Tag in süßem Liebeskosn, bis die Sonne purpurglühend in's Meer gesunken war und die heilige Nacht die schlummertrunkene Erde an ihre Brust drückte. Die Stunde war veronnen, die ihm als Frist gesetzt war, in dem Schooße der Heimath zu verweilen. Aber der nächste Morgen sollte ihn nicht mehr finden. Er riß sich los aus seines Weibes Armen. „Lebe wohl, Du mein Sonnenlicht!“ rief er. „Du mein Auge, meine Seele! Du duftige Granatenblüthe, die aus meinem Herzen sproßt! Vergiß Deine Liebe nicht und denke, daß der Son-

nenstrahl, der Deine Lippen küßt, einen Raub an mir bezahlt. Ich kehre wieder, wenn die Erde sich zweimal verjüngt hat, und wenn Du mir treu gewesen, so will ich Dich bergen an meiner Brust, wie ein schüchternes Läublein; wenn aber Dein Herz zur Schlange geworden, so will ich meine Hand tauchen in Dein Blut, will —“

Seine Augen flammten, Nuna verschloß ihm den Mund mit Küßen. Nun ging er, um den Heerd zu verlassen, an dem er dreiundzwanzig Jahre glücklich gewesen.

Hernandez war es nicht Ernst mit seinem Bleiben. Er dachte nur, den Argwohn der Neger einzuschläfern, und glaubte heimlich und unbemerkt entfliehen zu können. Er wußte eine Stelle, wo der Fels einige Fuß hoch über die Mauer ragte, von dort aus wollte er sich in das Freie hinablassen, und hatte zur Ausführung seines Vorhabens diese Nacht bestimmt. Die Decke seines Lagers hatte er in schmale Streifen gerissen und zu einem langen Seil zusammengeknüpft. Leise verließ er sein Gemach, um sich über die Schwelle des Hauses zu schleichen. Aber eine gewisse Unruhe und Bangigkeit ließ ihn den rechten Weg verfehlen; er besand sich plötzlich in einem andern Gemach, durch dessen Fenster die Sterne ihren hellen Strahl warfen; er stand einem Lager gegenüber, auf welchem ausgestreckt er den Häuptling erkannte. Er schien unruhig zu schlafen, und Hernandez hörte ihn abgerissene Worte im Traume sprechen, die ihm wunderbar klangen; er beugte sich über ihn, um aufmerksamer zu lauschen; das Hemd war von der breiten Brust und der rechten Schulter Zombi's zurückgestreift, und Hernandez erkannte die Buchstaben J. D. L. mit der Zahl Dreizehn auf des Negers Schulter geätzt. Er fuhr zurück, als habe ihn eine Schlange berührt, seine Augen quollen aus ihren Höhlen und bohrten sich in das Herz des schlummernden Negers; er griff nach seinem Messer, um den Schatten seines Großvaters zu rächen. In demselben Augenblick fühlte er jedoch seinen Arm von einer mächtigen Faust ergriffen, und als er sich betroffen umwandte, sah er die wildrollenden Augen Taku's. Der junge Mann hatte mit Erstaunen seinen Feind aus seinem Gemach schleichen sehen und war ihm leise gefolgt; er war in

dem Moment eingetreten, wo Hernandez die Chiffre auf Zombi's Schultern erkannte.

„Mörder, verfluchter Mörder!“ knirschte Taku mit unterdrückter Stimme. „Wer ist nun der Verräther, weißer Teufel?“

Hernandez stand entsetzt, sein Arm war von der nervigen Faust seines Gegners wie von einer Zange eingeklemmt.

„Bereite Dich zur Hölle, giftige Schlange!“ fuhr Taku fort, und war im Begriff, das eigne Messer Jenem in's Herz zu stoßen. Hernandez wehrte mit der noch ledigen Hand den Stoß ab. „Du kannst mich tödten,“ sprach er, „denn ich bin in Deiner Gewalt; zuvor aber erfahre, daß ich nicht kam, um den Gastfreund zu morden, und daß dieser Augenblick erst die That geboren hat, an deren Ausführung Du mich verhindert. Dieser Mann ist der Mörder meines Großvaters; ich erkenne ihn an der rothen Schrift, mit der Joao di Livondestro's Sklaven bezeichnet wurden.“

Zombi war von dem Geräusch geweckt worden und richtete sich nun von seinem Lager auf. „Du der Enkel jenes Wütherichs?“ rief er. „Unglückseliger, jener Glende starb nur einen zu schnellen Tod für all das Wehe, das er über meine Brüder gebracht. Ja, ich erschlug ihn, weil es das Blut meines Freundes, weil es die eigne Qual zu rächen galt, und noch hat sein Tod mein Gewissen nicht beschwert. Jenes Blut wird leicht wiegen in der Waagschale meiner Schuld, wenn wir Beide vor den großen Geist treten und mit einander rechten. Und darum wolltest Du das heilige Recht der Gastfreundschaft durch einen Meuchelmord verletzen?“

„Erkennst Du nun den Verräther, Vater?“ fiel Taku ein. „O, ich ahnte wohl, daß es ein giftiger Scorpion war, den Du an Deinem Busen nährtest!“

„Schweig!“ antwortete Zombi finster. „Du hast wiederum gegen mein Gebot gehandelt, indem Du die Sonne untergehen liehest und noch in Palmaräs verweilst. Wohl verdank' ich Deinem Ungehorsam mein Leben, aber Dein Frevel wird dadurch nicht geringer. Besüßle Deine Sohlen, um dem Gesetze zu genügen!“

„Ich gehe, mein Vater!“ entgegnete Taku, „aber erst dann, wenn ich diesen Mörder in Ketten

geschlagen habe. Ich kann ihn nicht allein Dir gegenüber stehen lassen; er brütet Verderben über Dich und Du bist wehrlos.“

„Glaubst Du, ich fürchte einen Knaben?“ entgegnete Zombi stolz. „Der weiße Mann ist frei; meine Augen haben nicht gesehen, daß sein Messer nach meinem Herzen zuckte. Ich werde ihn aus Palmaräs geleiten lassen.“

„Du willst feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln!“ sprach Hernandez. „Aber wähne nicht, daß Du damit den Schatten meines Großvaters versöhnst. Ich habe es meiner Mutter in die sterbende Hand gelobt, daß ich den Mörder ihres Erzeugers tödte, wo ich ihn finde. In Dir vermuthete ich ihn nicht, ich achtete Dich hoch, und nur der Zufall enthüllte mir das entsetzliche Geheimniß. Tritt mir gegenüber, Mann gegen Mann, und Gott mag entscheiden, wessen Blut fließen soll.“

„Ich habe von dieser Curer Sitte vernommen,“ versetzte Zombi, „aber ich verachte sie. Hab' ich eine Blutschuld auf mich geladen, wird sie dadurch versöhnt, daß ich auch Dich tödte? Und meinst Du, ich habe nicht höhere Pflichten zu erfüllen, als mein Leben in einem Kampf auf's Spiel zu setzen, der dem Vaterlande kein Heil bringt?“

„So dank' ich Dir nicht für Dein Geschenk,“ trogte Hernandez, „denn Du zwingst mich, mein Gelübde zu brechen. Tödte mich, denn meine Freiheit ist Dein eigener Tod!“

„Zertritt die Schlange, Vater!“ mahnte Taku. „Gehe Deines Wegs und meistere nicht mein Thun!“ antwortete der Häuptling streng. „Dieser Mann ist frei, aber mit dem Aufgang der Sonne wird er Palmaräs verlassen.“

„Bis dahin ist eine lange Frist!“ wagte Taku zu widersprechen.

„Fort mit Dir!“ donnerte Zombi. „Was Dich betrifft, Fremdling, so werden wir mit einander den Morgen erwarten. Fort mit dem Messer! Du sollst nicht versucht sein, zum Mörder an mir zu werden.“

Er entrang dem Portugiesen die Waffe nach einem gewaltigen Widerstand und schleuderte sie durch das Fenster. Taku entfernte sich grollend. Hernandez stand dumpf brütend, der Häuptling

hütete jede seiner Bewegungen mit den Augen, und der Jüngling vermochte keinen unbewachten Augenblick zu finden, um sich auf seinen Feind zu stürzen. So brach der Tag heran. Im Hause ward es rege, und auf Zombi's Befehl ward Hernandez aus der Stadt geleitet.

In der Brust des Häuptlings arbeitete jedoch ein tiefer Schmerz. Er empfand nur zu sehr den Verlust, der ihn getroffen; er hatte rauh gegen den geliebten Sohn erscheinen, ihn verbannen müssen, den er so gern mit allen Banden der Liebe an sich gezogen hätte. Er verdankte ihm das Leben und durfte ihm nicht einmal dafür danken. Ein trüber Geist war in das sonst so glückliche Haus eingekehrt. Nuna weinte still in ihrer Kammer und Bajizza's Augen zeigten Thränen Spuren; sie machte dem Gatten keinen Vorwurf, aber um so grimmiger wüthete der Schmerz in ihrem Herzen. Wie auf bleiernen Schwingen schlichen die Tage dahin. — —

Es war lange zu verwundern gewesen, daß der Aristokratenstolz und die Eifersucht der portugiesischen Regierung das rasche Aufblühen einer Nation von Menschen, denen man die allgemeinen Menschenrechte noch nicht zuerkannte, bisher geduldet hatte, und es ließ sich als höchste Wahrscheinlichkeit voraussetzen, was nun wirklich geschah. Das Gebiet von Palmaräs umfaßte bereits über zwanzigtausend Seelen, die in glücklicher Unabhängigkeit und Wohlstand lebten. Die portugiesische Regierung konnte nach ihren Staatsgrundsätzen dies nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; sie fürchtete die weitere Ausdehnung und vor Allem das Beispiel der schwarzen Kolonie und entschloß sich im Jahre 1696 zu deren Untergang.

Ein Heer von siebentausend Mann, jedoch ohne Artillerie, stand schlagfertig zu Porto-Calvo, angeführt von dem Generalcapitain Don Juan de Lancastro, der im Einverständniß mit dem Statthalter der Provinz Bahia, Don Granato Mello, handelte. Die Brasillo-Portugiesen waren voll stolzer Siegeshoffnungen. Der Anblick ihrer glänzenden Waffen, ihrer geregelten Streitmacht würde, so wähnten sie, schon die uncultivirten Schwarzen so vollständig einschüchtern, daß sie mit Cäsar's Worten in Palmaräs erscheinen könnten: Ich kam,

sah, und siegte. In dieser Gewißheit überließen sie sich den tollsten Ausschweifungen und forderten, nachdem sie eine ganze Woche unthätig auf ihrem Sammelplatz zugebracht, ungeduldig den Ausbruch; sie sehnten sich eben so sehr nach den Schätzen, die, der Sage nach, von den Negern aufgehäuft sein sollten, als nach dem leicht zu erringenden Lorbeer.

Diese Ungeduld wurde endlich ziemlich laut, so daß mehrere Offiziere sich genöthigt sahen, dem Generalcapitain Vorstellungen deshalb zu machen. „Ich wollte die Zurückkunft meines Boten zuvor erwarten,“ antwortete dieser, „indes scheint ihn ein widriges Schicksal betroffen zu haben und ich werde wohl diesen Voratz aufgeben müssen. So jung Hernandez noch ist, eben so kühn und verschlagen ist er, und ein noch festeres Interesse hält ihn an unsre Sache gefesselt, als der Ehrgeiz, nämlich die Rache. Der brave Junge sollte mich dauern, wenn er ein Opfer seines kühnen Unternehmens geworden wäre. Ist dies der Fall, so soll sein Schatten wenigstens die Genugthuung einer vollständigen Rache haben. Lassen Sie die Trommeln rühren, das Heer soll sich marschfertig machen.“

Mit Freuden vernahm man den Entschluß des Feldherrn. Die Truppen stellten sich in Parade auf, und Don Juan de Lancastro ritt musternd die Reihen auf und ab. „Soldaten!“ rief er, „ich freue mich, daß Ihr mit ungeduldiger Sehnsucht dem Kampf entgegenbrennet, und bin bereit, Eurem Siegesdurst Nahrung zu geben. Wenn wir es auch mit einem bessern Feind zu thun hätten, als mit ungeschlachteten Barbaren und rebellischen Schwarzhäuten, so wär' ich doch an Eurer Spitze des Sieges gewiß. Ihr leistet der Menschheit einen Dienst, indem Ihr Geschöpfe von der Erde vertilgt oder in ihren rechtmäßigen Zustand zurückführt, die sich Rechte anmaßen, die Gott nur den rechtmäßigen Nationen, den Befennern des heiligen Christusglaubens verliehen. Diese Nationen sehen mit der Hoffnung auf Euch, daß Ihr ihrem Vertrauen entsprechen werdet!“

Das ganze Heer brach in unendlichen Jubel aus, man schwenkte die Hüte, sang Spottlieder auf die Schwarzhäute, und brachte dem Feldherrn ein donnerndes Lebehoch! Die Truppenmasse setzte

sich alsdann in Bewegung und in bequemen Lagemärschen ging es der feindlichen Kolonie entgegen. Auf dem Wege stieß ein einzelner Wanderer zu dem Heere, der zu dem Generalcapitain geführt zu werden begehrte. Lancaastro erkannte mit Freude seinen Boten und hielt eine lange, geheime Unterredung mit ihm. Der Bericht mochte nicht eben beruhigend klingen; der Feldherr war ungewöhnlich ernst und der Marsch wurde rascher denn zuvor fortgesetzt.

In Balmaräs ahnte Niemand das Ungewitter, das sich über dem jungen Staat zusammenzog und sein Dasein zu zerschmettern drohte. Die Bewohner gingen ihren gewöhnlichen Geschäften nach, und Zombi's Seele ward ganz und gar vom Schmerz eingenommen. Eines Abends erschien ein junger Neger an dem Thore, das gegen Porto-Galvo zulag, und verlangte ungestüm Einlaß. Man erkannte den Sohn des Häuptlings, Taku, trug aber Bedenken, die Forderung des Verbannten zu gewähren. Taku stampfte mit dem Fuße. „Ich haßte mit meinem Kopfe dafür,“ sprach er, „daß Dir's mein Vater danken wird. Führe mich schnell zu ihm, es gilt die Rettung des ganzen Volkes!“

Diesem Argumente konnte man endlich nicht länger widerstehen. Taku ward vor den Häuptling gebracht, der ihn mit Verwunderung und einem streng verweisenden Blick empfing. „Vater,“ sagte der junge Mann hastig, „ich kehre zurück, weil der wilde Kaiman auf dem Sprunge steht, uns zu verschlingen. Ich hielt im Wipfel eines Baumes Aast und gedachte Deiner und meines Weibes, da hört' ich die Erde dröhnen, daß das Laub der Bäume zitterte, und bald sah ich Waffen blißen und ein Heer von weißen Teufeln heranfluthen, wie ein Strom, der über seine Dämme bricht. Ich sah auch unter ihnen die weiße Haut, um deren willen Dein Zorn meine Seele zerschneidet. Sie wollen uns verderben, Vater. Ruße die schwarzen Männer zum Streit, und erlaube mir, daß ich mit ihnen ziehe!“

„Ist Deine Kunde wahr,“ antwortete Zombi, „so ist der Dienst, den Du dem Vaterlande leistest, werth, daß Dir Deine Schuld vergeben werde, und so empfangen ich Dich wieder als meinen Sohn, und an meiner Seite sollst Du in den

Kampf ziehen und im Blut der weißen Wehrwölfe wirst Du die letzte Spur Deines Frevels abwaschen. Sterben oder siegen, das ist unsre Losung!“

Der Samtamt rief die überraschten Neger zu den Waffen. Zombi legte ihnen die dringende Gefahr an's Herz und ermahnte sie zum Muth und zur Ausdauer. Zugleich gab er Rechenschaft darüber, daß er seinen Sohn, der wichtigen Kunde wegen, die er gebracht, begnadigt habe. Die Vaterliebe hatte diesmal die strenge Rücksichtslosigkeit des Republikanersinnes besiegt, aber die Neger jauchzten Beifall und nahmen den Verbannten jubelnd als Waffenbruder auf. Eine heilige Begeisterung, Heerd und Haus gegen den räuberischen Angriff der weißen Tyrannen zu vertheidigen, ergriff die Herzen, die Waffen klirrten aneinander, und Keiner war, der nicht zu sterben bereit gewesen wäre für seine Freiheit.

Die Nacht verging, und als am Morgen die Brasilo-Portugiesen im Felde erschienen und den Feind zu überraschen gedachten, sahen sie ein wohlgeordnetes Heer sich gegenüber stehen, das beim Anblick des Feindes in ein Wuthgeheul ausbrach. Christoval war mit ihnen ausgezogen, hieß sie niederknien, und rief den Segen des Himmels herab auf die Streiter für eine gerechte Sache.

War Lancaastro auch überrascht von der Wachsamkeit der Feinde, so hegte er doch, trotz Hernandez' Bericht, eine zu geringe Meinung von der Kriegeskunst der Schwarzen, als daß er dem Kampfe hätte ausweichen sollen. Dieser entspann sich dann auch bald in furchtbarer Heftigkeit. Die Weißen sahen, daß sie es mit einem Feinde zu thun hatten, dessen Kriegeskunst der ihrigen gleichkam, und dessen Tapferkeit durch die Begeisterung für Dasein und Freiheit über die ihrige erhoben wurde. Es wurde lange und heiß gestritten. Taku suchte vor Allem seinen persönlichen Feind, aber es gelang ihm nicht, mit ihm zusammenzutreffen.

Endlich entschied das Kriegsglück den furchtbaren Kampf und reichte den Preis des Tages den Negern von Balmaräs. Die Brasilo-Portugiesen waren vollständig geschlagen und Lancaastro führte die Trümmer seines Heeres in die Wälder zurück.

Der Jubel der Schwarzen über ihren Sieg war unermesslich, sie trugen ihren Häuptling, der wie ein Löwe gekämpft, im Triumph in die Stadt; ein allgemeines Freudenfest beschloß den Tag, und selbst die, welche durch den blutigen Kampf schwere Verluste erlitten, vergaßen den eigenen Schmerz in der Freude über die Rettung des zweiten Vaterlandes. Im Dankgefühl sank die Menge auf die Kniee, um das höchste Wesen für seinen Beistand zu preisen, aber nun vermißte man erst Christoval, der nirgends zu finden war; man hatte ihn im Kampfe gesehen, seitdem aber hatte ihn kein Auge mehr erblickt. Auch unter den blutigen Leichen, die das Schlachtfeld bedeckten, ward er nicht gefunden. Es war ein bitterer Vermuthstropfen in dem Freudenbecher, denn mit dem allverehrten Greise glaubte man den Schutzgeist der eben erst vom Untergang geretteten Republik verschwunden.

Es ließ sich leicht vermuthen, daß die Weißen, durch die erste Niederlage nur zur Wuth gereizt, ihren Angriff bald und mit verdoppelter Kraft wiederholen würden. Und so geschah es auch. Don Juan de Lancastro und Don Bartano Mello erschienen wieder mit größeren Truppenmassen vor Balmaräs. Diesmal hatten sie auch einen starken Artilleriepark mitgenommen, der vollenden sollte, was persönliche Tapferkeit nicht erreichte.

Zombi war mit seinen Negern unter den Waffen geblieben, denn er rechnete darauf, die verhassten Gegner bald wieder an die Thore klopfen zu sehen. Sie waren nun endlich da und griffen die verachteten Befestigungen mit wüthender Hestigkeit an, sahen sich jedoch mit Verdruß von den todtesmuthigen Vertheidigern zurückgeschlagen. Selbst Hernandez, der die Gelegenheit kannte, sah seine Mühe vereitelt, von seiner Kenntniß Nutzen zu ziehen. So griffen denn die Weißen nach dem alten erprobten Mittel, die Tapferkeit systematisch zu ermüden und der muthigen Vaterlandsliebe einen Feind gegenüber zu stellen, der nicht mit dem Schwert zu bezwingen war. Sie blockirten die Stadt und gruben die Quellen ab, die sie mit Wasser versorgten. Die Neger, mit diesen Listen europäischer Kriegskunst noch wenig vertraut, hatten einen solchen Fall nicht geahnt und darum auch keine Vorsichtsmaßregeln ge-

troffen. Die Stadt gerieth daher bald in die äußerste Noth. Unterdeß traf noch mehr Belagerungswerkzeug und grobes Geschütz bei den Belagerern ein, und sie beschossen die Stadt mit ununterbrochener Hestigkeit.

Zombi verzagte dennoch nicht; er machte häufige Ausfälle, die nicht selten mit Glück gekrönt wurden. Er theilte die Gefahren des Kampfes und die Entbehrungen, die der allgemeine Mangel aufdrang, mit dem gemeinsten seiner Krieger. Alles Vieh war bereits geschlachtet, das Wasser bis auf den letzten Tropfen verzehrt; man zermalmte die übrig gebliebenen Thierknochen und die Rinde der Bäume zu einem Mehl und bereitete ein widrig schmeckendes, aber doch hungerstillendes Brot daraus; alle Kräuter, und selbst die Baumblätter, wurden gekocht und gegessen, und die Säuglinge mußten endlich ihre süße Nahrung mit ihren Eltern und Geschwistern theilen. Aber auch das reichte nicht für die Dauer aus. Man öffnete sich Adern und sog das Blut daraus mit gierigen Zügen. Die Menschen schwankten wie Schatten einher und verzweiflungsvolles Behegeschrei drang zum blauen, sonnigen Himmel empor. Nun fing auch das feindliche Geschütz an, mit Macht zu spielen. Feuerkugeln und Pechkränze flogen auf die Dächer, und ringelten sich, wie die Schlange um ihr Opfer, um die leichtgebauten Hütten. Die Häuser sanken reihenweise in Schutt und Trümmer; zu jeder Stunde flackerten glührothe Feuersäulen empor, und die zitternden Bewohner wußten sich nicht mehr vor dem grimmigen Elemente, das der Feind in seinen Dienst gezwungen, zu bergen.

Dem Häuptling zerschnitt es das Herz, wenn er das namenlose Glend der Seinen sah; auch in seinem Hause war der Hunger mit seinem schrecklichen Gefolge eingekehrt. Nuna war nicht mehr das blühende Weib, das Glend hatte sie darniedergerworfen, und Bajizza lag, nach einem Tropfen Wasser lechzend, neben dem Schmerzenslager der Pfliegerochter. Aber noch mehr sollten die Armen erdulden; die Hütte ging in Rauch auf, und gewiß wären die Hilflosen umgekommen, hätte sich Taku nicht mit der Tollkühnheit der Verzweiflung einen Weg durch die Flammen gebahnt, und die beiden geliebten, halb entseelten Körper dem

heißen Element entrißen. Er bettete sie unter den Ueberhang eines Felsens, wo bereits eine Menge verzweifelter Frauen und Kinder Schutz gesucht. Ihnen mußte er fast mit Gewalt ein Plätzchen für die Leuern abringen; er öffnete sich eine Ader am Arme und preßte die Wunde an die brennenden Lippen der Schmachtenden. Der kostbare Labetrunk goß wieder einen Lebensfunken in die Ohnmächtigen. Aber wenn er bedachte, zu welchem Geschick er sie vielleicht aufsparte, so kam ihm der Wunsch, der Tod möchte sie sanft in seine Arme schließen und sie aller irdischen Erbsal entheben.

Zombi allein schien nicht hoffnungslos. Wer aber in seinem Herzen hätte lesen können, würde gewußt haben, daß er sich für den Tod bereitete. Aber die Feinde sollten keinen leichten Sieg erkauften. Jede Handbreit Erde sollte mit Blut ausgelöst werden, und erst im äußersten Falle wollte er einen freien Heldentod sterben. Er sprach ermutigende Worte zu den müden Kriegern: „Haltet aus, meine Brüder!“ rief er. „Die weißen Hunde sind scheu und verzagt, wenn ihnen der schwarze Mann die Zähne zeigt, wie eine Lämmerherde, wenn der Schakal durch die Hürde bricht. Haben wir sie nicht geschlagen, Mann gegen Mann, daß sie schimpflich flohen? Nun treiben sie ein niederträchtig Spiel mit uns, aber wir wollen zeigen, daß wir den Hunger so wenig fürchten, als ihr Messer. Besser Tod als Knechtschaft!“

Die Neger erhoben ein blutdürstiges Geheul. Die Weiber zerrauften ihr Haar und zerschlugen sich die Brust; ihnen kam die Knechtschaft minder schrecklich vor, als der Tod. Retteten sie doch dann das gerade im Glend so heiß geliebte Leben und ihre Kinder durften nicht Hungers sterben. Dem Häuptling entging diese Stimmung nicht, aber sie änderte nichts in seinem Entschluß. Mitten unter dem Feuer des feindlichen Geschüßes machte er einen kühnen Ausfall. Wie ein wildes Roß durch ein Aehrenfeld bricht, so brach er mit seiner todtgeweihten Schaar in die Feinde, die von der gewaltigen Kühnheit der Neger betroffen waren. Und wie die gespannte Senne des Bogens, wenn der Pfeil abgeschossen ist, in ihre natürliche Lage zurückspringt, so flog die Schaar

in die Stadt zurück, nachdem sie Tod und Schrecken verbreitet. Die Feinde jedoch drangen im gewaltigen Strome nach. Die Erde bebte unter dem Donner des Geschüßes, durch die Lüfte wetterte ein glühender Hagel, Brand und Rauchwolken überall. Die starken Pfahlmauern brachen zusammen unter den Belagerungsmaschinen und die Portugiesen quollen durch die Breschen, über Leichen und Trümmerhaufen.

Der verhängnißvolle Augenblick war gekommen. Aus Zombi's Augen loderte ein düsteres Feuer. Seine Tapfern scharten sich enger um ihn zusammen. Da erhob er die Stimme und sprach: „Brüder, die Feinde haben gesiegt; es bleibt uns nichts, als Tod oder Sklaverei. Wollt Ihr Euren Rücken unter die Peitsche der weißen Teufel beugen, wollt den Sand küssen unter ihrem Fuß, so werft Euch vor ihnen nieder und setzt ihre Sohle auf Euren Nacken. Wer aber mit mir sterben will, der folge mir!“

„Tod, Tod!“ riefen die zum Sterben erschöpften Krieger, und das Wehgeschrei der Weiber und Kinder begleitete den Ruf in schrecklicher Harmonie. Zombi stürmte den Felsen hinan, auf dessen Spitze die Trümmer seines Hauses noch rauchten. Taku war an seiner Seite, das Blut lief ihm über das Antlitz, denn ein feindlicher Säbel hatte ihm den Turban gespalten. Plötzlich trat ihnen eine bleiche, abgemagerte Frau entgegen, die einen entseelten Körper in den Armen trug. Es war Bajizza mit dem Leichnam Muna's. Taku sprang mit einem Schmerzensruf auf sie zu. „Sie ist todt!“ freischte Bajizza, die glanzlosen Augen tiefsinnig auf dem Sohn ruhen lassend.

„Todt!“ wiederholte Taku und küßte die geliebte Hülle auf die vertrockneten Lippen. „Vorwärts zum Tod!“ rief Zombi. Taku ließ die Leiche niedergleiten und wurde mit fortgerissen.

„Zombi, nimm mich mit!“ flachte Bajizza, welche die Stimme des Vaters erkannt hatte, und fast mit jugendlicher Kraft folgte sie dem Todeszuge.

Die düstere Schaar war auf der Spitze des Felsens angelangt. Sie sahen, wie die Portugiesen in die Stadt gedrungen waren und unter den wehrlosen Opfern mordeten. Ein dumpfer Nachruf entrang sich der Brust der Todtgeweiht-

ten. Zombi umschlang seinen Sohn und sein Weib mit den Armen, küßte sie und riß sich von ihnen los. „Brüder,“ sprach er dann, „uns ist nichts geblieben, als der Tod! Leben wir, so erwartet uns bittere Knechtschaft, versuchen wir noch einmal unsre Arme gegen den Feind, so vergelten es die weißen Teufel an unsern Frauen und Kindern. Wer sterben will, der folge mir!“

Und seine Waffe zerbrechend, stürzte er sich von dem Felsen hinab, und der Leib des Helden lag zerschmettert in der Tiefe. Taku und Bajizza waren die nächsten, und mit wildem Todesgeschrei folgte der übrige Haufe dem Beispiele seines Führers.

Selbst die Feinde standen entsetzt und erstaunt über die Großthat des Heldenhäufleins, aber die Bewunderung, die sie unfreiwillig ihm zollen mußten, vermochte sie nicht zum Mitleid gegen die Ueberlebenden zu bewegen. Als man vom Blut gesättigt war, trieb man die wehrlose Heerde der Greise, Weiber und Kinder zusammen, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Ueber rauchende Schutthaufen sprang ein Portugiese nach dem Orte, wo die blutigen Ueberreste derer lagen, die den Tod statt der Knechtschaft gewählt. Es war ein entsetzliches Gemisch verstümmelter, zerbrochener Glieder, die das gerinnende Blut wie Kitt verband. Hier und da zuckte noch ein Körper im schmerzlichen Todeskampf, und manch' halb gebrochenes Auge schaute ihn noch voll grimmen Hasses an. Es war Hernandez, der entdecken wollte, ob Zombi unter den Helden war, oder ob er noch im Leben verweile. Er sah in das trogige, verzerrte Antlitz Taku's, über welches ein Blutstrom quoll; aber in der breiten Brust des jungen Negers haftete noch ein Lebensfunke; er ballte die Hand krampfhaft, als wolle er den Todfeind, der ihn selbst zu sterben nicht Ruhe gönnte, erwürgen. Unfern davon lag ein völlig zerschmetterter lebloser Körper, den Hernandez an seinem Schmucke als die Ueberreste des Häuptlings erkannte; aber er wollte sich überzeugen, und schob deshalb das Gewand von den Schultern der Leiche weg; da standen die verhängnißvollen Chiffren blutig roth in die schwarze Haut geätzt. Hernandez fühlte mit einemmale seinen Haß gegen den Entseelten ver-

schwinden und floh, von Entsetzen ergriffen, die Stätte des unsäglichen Jammers.

Die Vernichtung des jungen, glücklichen Negerstaates war vollständig gelungen; die blühende volkreiche Stadt war eine Einöde geworden, mit Blut bespritzter Schutt. Schätze fand man nicht, wie man gehofft. Das Gerücht hatte eines Theils übertrieben, und wo es nicht gelogen hatte, da hatte die Gluth das Vorhandene verzehrt. Die Habsucht wühlte gierig in der noch glühenden Asche und fand hier und da ein zusammengesmolzenes Goldklümpchen, ein Tropfen für den brennenden Durst der Plünderer. Die Gefangenen waren die einzige Beute von größerem Werth. Sie wurden für den Dienst der Kolonisten als Sklaven verkauft.

Nicht wie Sieger über einen Löwenkühnen Feind, sondern wie blutige Henkersknechte zogen die Portugiesen von dannen. Der errungene Sieg wurde in den prächtigsten Farben ausgemalt, im offenbaren Widerspruch mit der Geringschätzung, mit welcher man die Unternehmung begonnen.

Christoval war an jenem Siegestage der Palmarästianer in die Hände der Feinde gefallen, die ihm einen um so größern Haß weiheten, als sie sein Zusammenhalten mit den Negern wie einen Verrath an der weißen Haut und den Interessen der christlichen Menschheit betrachteten. Als man ihn deshalb mit Schmähungen überhäufte, äußerte er unverhohlen sein Glaubensbekenntniß, und als Keger und abtrünniger Ordensbruder wurde er deshalb vor ein geistliches Gericht gestellt. Im Kerker des Jesuitencollegiums zu Olinda (Pernambuko) harrte er seinem Schicksal entgegen; daß es ein trauriges sein würde, konnte und wollte er sich nicht verhehlen. Die dumpfe Kerkerluft schwächte seinen ohnedies kränklichen Körper, und seine Richter sahen sich endlich genöthigt, ihr Opfer zu verhören, wenn sie nicht wollten, daß der Tod es aus ihren Klauen erlöse. Der gebeugte Greis wurde aus seinem feuchten Kerker vor das Collegium geführt. Das Gemach, in dem die Sitzung stattfand, war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, die Gerichtstafel, auf welcher alle Todesinsignien lagen, war von gleicher Farbe. Christoval erkannte in dem Vorsitzenden einen ehemaligen Jugendfreund, der mit ihm zu-

gleich die Weihe empfangen. Aber er sprach die alte Bekanntschaft nicht an. Es war ungewiß, ob der Präsident sich des einstigen Genossen erinnerte; seine Stimme klang dumpf und gemessen, als er den Angeklagten über sein vergangenes Leben verhörte. Christoval sprach offen und ohne Rückhalt. Die wenigen Tage, die ihm nach dem Lauf der Natur noch zu leben vergönnt gewesen waren, konnte er ja freudig seiner Ueberzeugung opfern. „So glaubst Du nicht, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat, um die sündige Menschheit zu erlösen?“ fragte der Präsident endlich.

„Ich glaube, daß Jesus für seine Ueberzeugung den Tod erlitten hat, wie ich zu thun bereit bin!“ antwortete Christoval ruhig. „Es ist nur ein Gott, ein Gott der Liebe, dessen Gnade unendlich und nicht durch Blut zu erkaufen ist. Die Menschen haben sich einen Gott nach ihrem Bilde gemacht, voll menschlicher Leidenschaften; der Gott, den wir anbeten sollen, ist ein ganz Anderer.“

„Wehe, Wehe!“ rief es da in der Versammlung, und man lag ihm hart an, zu widerrufen, damit nicht mit dem Leib auch seine Seele verloren gehe. Er aber weigerte sich standhaft, und wies auch die Beschuldigung zurück, die Neger von Palmaräs zum Bögendienst verführt zu haben.

Er wurde auf die Folter geworfen; die morschen, siebenzigjährigen Glieder wurden aus den Gelenken gereckt, aber die entsetzliche Qual entriß ihm kein anderes Bekenntniß. „Mein Glaube ist rein und echt,“ sprach er, „und ich lehrte ihn unverfälscht den Negern, die glücklich in der Liebe Gottes leben.“

„Sie lebten!“ sagte einer seiner Richter mit Hohn. „Auf die Stätte, wo sie wohnten, ist Salz gestreut; sie fuhren dahin in ihren Sünden und fordern von Dir ihre Seelen!“

„Barmherziger Gott!“ rief Christoval. „So hat die christliche Liebe ein Volk freier, glücklicher Menschen gemordet! Nicht in Sünden starben sie, sondern als Helden, denn Zombi war ein großer Mensch! Und vor dem Richterstuhl des Höchsten werden sie die verruchten Mörder anklagen.“

Christoval ertrug das Ende der Folter nicht. Aus dem blutigen, verrenkten Körper war die Seele geflohen. Der Spruch des Gerichts wurde aber noch an der Leiche vollzogen, als verdammlicher Neger und abtrünniges Glied des Ordens Jesu wurde Christoval zum Feuertod verurtheilt.

Zombi und seine Neger starben, aber ihrem Andenken gebührt die schönste Lorbeerkrone. Sie bewiesen, daß das Große und Erhabene nicht das Monopol irgend einer Menschenrace ist, sondern in jeder Menschenbrust verborgen schlummert, bis es durch äußere Verhältnisse geweckt wird. Es war nur ein Vorspiel des großen blutigen Drama's, das sich ein Jahrhundert später auf Haiti entwickelte und die schwarze Hautfarbe zur Anerkennung ihrer Menschenrechte führte. Die Ruinen von Palmaräs verkünden für alle Zeiten die despotische Willkühr und den Fanatismus der christlichen Bevölkerung, die Brasilien um jene Zeit beherrschte, und die Namen Don Juan de Lancastro und Don Bartano Mello haben sich den Fluch der besseren Menschheit erworben, während der Name Zombi neben den größten Heldennamen der Geschichte nicht erbleicht.

B ö r n e .

(An die Deutschen.)

Hehr im Himmel einst zu strahlen,
Opfert sich des Glaubens Held,
Dulden für das Recht wie Qualen,
Ziehn für's Vaterland in's Feld.
Freiheit aber war sein Glaube,
War sein Recht und Vaterland,
Und er focht für sie im Staube,
Bis er sie im Himmel fand.

Wollt ihr nun dafür ihn hassen,
Weil für Freiheit er gewacht?
Weil er aufgereggt die Massen,
Und regiert die wilde Schlacht?

Ehren so den tapfern Krieger,
Der in Schild und Harnisch zieht?
Den die Fahne zeigt als Sieger,
Der nicht Tod und Schrecken flieht?

Liebt ihr doch des Sturmes Säusen
Und des Wetterschlages Licht,
Und der Woge dumpfes Brausen,
Die am Felsen schäumend bricht:
Warum nicht die Donnerstimme,
Die der Titan mächtig regt?
Nicht die Lavafluth im Grimme,
Die an Felsenherzen schlägt?

Horch! noch wilder dräun als Stürme
Die Orkane seiner Brust,
Fassen Zinnen stolzer Thürme,
Daß du Andacht hegen mußt;
Und des Geistes Flammen bringen
Durch des Dunkels tiefe Nacht,
Und der Kerker Mauern springen,
Wenn sein Freiheitsruf erwacht.

Liebt ihr doch des Sturmes Brausen,
Und der Wettergluthen Schein,
Und das nachtumhüllte Grausen,
Wann im Aether rollt der Stein; —
Fragt nicht, ob die Flamme tödtet,
Die durch schwarzes Dunkel bricht,
Wenn sich nur der Himmel röthet,
Sich die Nacht verklärt im Licht.

Und seid Memmen dann, Barbaren?
Wo es gilt der Freiheit Glück?
Weil er könnt' in Zunder fahren,
Bebt ihr scheu vor'm Blig zurück?
Ohr und Auge wohl zu legen,
Wagt ihr Leben, Gut und Blut:
Doch die Freiheit einzusehen,
Hegt ihr nimmer Kraft und Muth.

Volk, im Bande auferzogen,
Das der Seine Fluthen trinkt,
Und den Blutstrom eingesogen,
Der die Freiheit hat bedingt!
Wäre dir der Held entsprossen,
Den die Nachwelt hoch einst preist,
Hätten Freuden ihn umflossen,
Wie kein Koran sie verheißt.

Doch der Deutsche, bald romantisch,
Wünscht das Blaue, wie ein Kind;
Wie das Alter bald pedantisch,
Stemmt er sich gen Sturm und Wind.
Herzlos schautest du, Germane!
Deines Helden Wundenschmerz,
Weil er statt zerriss'ner Fahne
Zeigte ein zerriss'nes Herz.

Morig Deutsch.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Wien im Juli.

Der Postillon stößt in sein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Thore hin-
aus.“

Es wird mir so dämmrich zu Muth.
Heine.

Empfangen Sie heute bei 35 Grad Hitze meinen kaltblütigen Correspondenzbericht, und erfahren Sie, daß es, abgerechnet die Fünfunddreißiggradige, fast nichts Neues in Wien giebt. Doch richtig, wir haben ja zwei Gäste, nämlich die Grippe und die Cholera, welche bei dieser Jahreszeit allerdings zwei Novitäten sind. Was die Cholera anbelangt, so theile ich mit, was mir gesagt worden, was die Grippe betrifft, so vertrete ich ihr Erscheinen mit meiner eigenen Person.

Nachmittags ist Wien wie ausgestorben, Alles strömt aufs Land, und die Eisenbahnen machen vortreffliche Geschäfte. So betrug die Frequenz der Wien-Glognitzer Bahn im Juni 146,829 Personen mit einer Einnahme von 84,558 Fl. 41 K. C.-M. An Frachten betrug der Transport 126,244 St. 62 Pf. gegen 23,373 Fl. 24 K. C.-M. Einnahme.

In meinem letzten Berichte habe ich die Leser eingeladen, mich auf eine Land-Excursion zu begleiten, diesmal aber bleiben wir in Wien, und wollen zuvörderst, trotz der 35 Grad Hitze, die Theater besuchen; — dies Geschäft soll aber sofort abgethan sein.

Die letzte Vorstellung der italienischen Sänger — Gott hab' sie selig — im Kärnthnertheater, welche am 30. Juni stattfand, und den ersten Act von Persiani's Fantasma, so wie den des Barbieri di Seviglia brachte, hatte gerade das entgegengesetzte Resultat der ganzen Saison, d. h. sie war sehr besucht und mit

Beifall wie mit Blumen — welche im Sommer wohlfeil sind — gekrönt. Die Wiener Zeitschrift — deren fleißiges Streben unter der umsichtigen Redaction des D. Gustav Frank von Tag zu Tag sichtbarer wird — ruft aus: „Ende gut, Alles gut!“ ich möchte sagen: „Ende gut, sonst Alles schlecht!“

Die ersten Tage dieses Monats brachten den seltenen Fall, daß von den fünf Theatern Wiens drei geschlossen waren. Im Hofburgtheater begann der Ferialmonat, das Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthor machte zwischen der italienischen und deutschen Saison eine Pause von einigen Tagen, und das Theater an der Wien macht eben Toilette, um sich unter Pokorny's tüchtiger Leitung im vollen Staate zu zeigen.

Pokorny kommt am 9. zurück; man ist sehr gespannt, was er für Acquisitionen gemacht hat, und vor der Hand zufrieden, daß der Flötist Heindl für sein neues Unternehmen als Solospieler gewonnen wurde; und wenn ich noch der Marra gedenke, so scheint es, als ob wir den guten Ton aus Schwarzburg-Sondershausen hernähmen.

Das Theater in der Leopoldstadt wird während der Monate August und September, behufs des inneren Ausbaues, geschlossen bleiben.

Wir hören leider, daß Wien bei Gelegenheit der Enthüllungsfest des Beethoven-Denkmales nur sehr schwach repräsentirt wird; von Notabilitäten der musikalischen Welt geht Dr. August Schmidt, der wackere Redacteur der hiesigen Musikzeitung, und Professor Fischhoff hin, aus der Zahl der Dilettanten die Herren Holz und Hoven.

Unter die neuen Erzeugnisse der Poesie, welche uns der Leipziger und Pesther Markt brachte, rechnen wir die zweite vermehrte Auflage von Betti Paoli's Gedichten.

Ich mag das Weib nur leiden, wenn sie, treu ihren Pflichten, als solches lebt und wirkt, wozu Gedichteschreiben eben nicht gehört; indessen muß ich doch bekennen, wenn es einmal eine Dichterin sein soll, so ist mir — von den österreichischen — Betti Paoli die liebste; die große Glätte und Prägnanz der Form verdient eine ehrende Anerkennung, auf Weiteres aber kann ich nicht eingehen.

Theodor Stam's Gedichte hat uns der Buchhandel auch gebracht, und nur Einige — vielleicht nicht einmal die bedeutendsten, welche ich gelesen — verbürgen dem Dichter eine volle Anerkennung. Mit dem nächsten Berichte ziehen wir dieselben zur weiteren Besprechung.

Zwee Nachrichten, nämlich: daß der St. Stephansthurm wieder einzufallen beginne, und der alte Castell angefangen habe zu sterben, widerspreche ich ganz bestimmt, obschon ich es ganz natürlich finde, daß beide etwas am Marasmus senilis leiden. Der St.

Stephansturm und der alte Castell, beide von jedem Wiener gekannt, tragen Kronen, der Eine eine goldene, der Andere eine grüne Dichterkrone, und unterscheiden sich vorzüglich darin, daß St. Stephan immer fleißig angefangen worden, während Castell immer fleißig angefangen hat.

Am 6. Juli fand in der romantischen Brühl nächst Möbbling ein Vocal-Concert unter Protection des Erzherzogs Franz Carl statt, welches von den Mitgliedern des Männergesangsvereines ausgeführt wurde. Die Resultate dieser an sich vortrefflichen Bestrebung — es war ein Wohlthätigkeitszweck — entsprachen nicht ganz den Erwartungen des Publikums, indem die Aufstellung eine fehlerhafte war, so daß ein Meer von Tönen verloren ging; außerdem war der Chor im Verhältnisse zum Raum zu schwach. Hundertundfünfzig Mitglieder waren zur Theilnahme erwartet, und kaum hundert wirkten mit. Leider scheint — wie bei allen künstlerischen Unternehmungen in Wien — auch hier „Einheit“ zu fehlen.

Einige Chöre wurden mit großer Präcision aufgeführt, andere hingegen im Tempo vergriffen, einer sogar ganz falsch gesungen. Die Zuhörermenge belief sich über 9000, und die Wien-Sloggnitzer Eisenbahn beförderte allein an diesem Tage 18,623 Personen.

Ein glänzendes Feuerwerk beschloß dieses wahrhafte Volksfest. (??)

Bei dieser Gelegenheit thut es mir leid, erwähnen zu müssen, daß die reizende Brühl seit einigen Jahren in der Abnahme zu sein scheint. Die Bewohner dieses Edens haben aber auch alles Mögliche gethan, um die Sommerparteen fortzutreiben. Die Wohnungen sind übermäßig theuer, die Handwerker prellen auf unver schämte Weise, die Gasthöfe sind schmutzig und unter aller Kritik, die Waaren der Kaufleute schlecht und verdorben, die Bewohner im Ganzen grob und undankbar gegen ihre Gäste, die Wien-Sloggnitzer Eisenbahn zu theuer und zu langsam, um mit Genuß davon zu profitiren, und dabei die Natur doch so wunderschön!!

Bei Gelegenheit dieses Festes habe ich eine Geschichte gehört, die den Schußvereins-Fanatismus in Ungarn vortrefflich bezeichnet. Ein Edelmann heirathete vor einigen Jahren eine deutsche Jüdin aus Wien und erhielt mit derselben viel deutsches Geld. Die Jüdin gebar dem Edelmann ein Söhnlein, und dem kleinen Halbblut ward eine treffliche deutsche Kinderfrau beigegeben. Bald darauf geschah es, daß der ungarische Schußverein erfunden wurde, — von dem ich behaupte, daß er wohl erfunden, aber niemals echt empfunden worden ist —, und der Edelmann, welcher sich demselben angeschlossen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die brave deutsche Kinderfrau — aus Patriotismus — sogleich zu entlassen. — Wir möchten fragen, warum

der Edelmann nicht mit derselben Consequenz auch die deutsche Jüdin oder wenigstens doch das deutsche Geld heimgesandt? —

Nachträglich höre ich, daß der Baritonist Kindermann von Leipzig für die Bühne an der Wieden, wie gleichfalls auch der Tenor Sieben von Sondershausen für dasselbe Institut gewonnen ist.

Die am 7. vorgenommene erste Probefahrt auf der ungarischen Centralbahn lieferte die befriedigendsten Resultate; die mehrfach angestellten Versuche liefen ohne den geringsten Unfall ab, und es ist bestimmt, daß die erste Station schon am 20. August wird eröffnet werden.

Hans von Beeren.

Literatur und Kunst.

Zwei neue Dichter.

Ebeling. A. Meißner.

Ein seltsam Ding, die Poesie: eine Rose voller Dornen! Auf wenig Lebenspfaden ist ein kargeres Loos zu erwarten, als auf dem der Poesie, und doch vergeht fast keine Woche, wo nicht ein oder mehrere Bände Gedichte vom Stapel des Buchhandels liefen. Und wie wenige von diesen sind mehr als Ephemeren. Die meisten umflattern uns wie Tagfalter und schwinden uns den nächsten Augenblick, daß wir sie gesehen, aus dem Gedächtniß. Darum überfällt mich stets ein eigenes Gefühl, wenn ich einen Band Gedichte von einem neuen Poeten in die Hand nehme, mir ist es, als sähe ich den Stempel der Vergänglichkeit schon auf dem Titelblatte abgedruckt. Finde ich beim Durchblättern des Buches, daß mein Traum eine Täuschung war, mit desto größerem Interesse und Genuße lasse ich dann schnell hintereinander die Löne an mir vorüber rauschen, welche der Poet in seinem Buche angeschlagen.

So ging es mir just heute, als ich aus der Stadt in einem Packet Novitäten die Gedichte von einem gewissen Adolph Ebeling vorfand. Ich saß eben im Garten und ließ den lang ersehnten Sonnenschein wohligh in meine Glieder einströmen. Frühlingsluft war um mich und in mir. Ich ahnete nicht, daß Ebeling's Gedichte ganz zu dieser Stimmung paßten. Um so willkommener hieß ich sie, als ich gleich mehrere Lieder fand, welche

zu Herzen gingen. Nun ich sie Alle durchflogen habe, kann ich nicht umhin, den Totaleindruck nieder zu schreiben, den sie auf mich gemacht haben. Ebeling ist eine fröhliche, lebenswürdige Dichternatur. Seine Gedichte sind meist Lieder im wahren Sinne des Wortes, fröhlich und wohlgenuth, leicht hüpfend, wie eine Gazelle, in gefälliger Form und fließender Sprache. Kein Schmerz, kein Weh durchzieht seine Brust, er bietet fast lauter Rosen ohne Dornen dar. Freiheitslieder sind nicht seine Sache, auch Ballade und Romanze sind so gut wie nicht vertreten, bloß die Lyrik eines glücklichen Herzens. Die Gedichte machen auf Originalität keinen Anspruch, Schwung der Phantasie und Bilderreichthum sind wenig vorhanden, und doch dringen diese einfachen, gefälligen Lieder zum Herzen und verrathen ein reiches, gefühlvolles Dichterherz. Das Gemüth spielt in ihnen die Hauptrolle. Es fließt der Quell seines Liedes so klar, daß man bis auf den Grund seiner Seele sehen kann. Seine Gedichte werden vielleicht von zwei Parteien ignorirt oder hart mitgenommen werden, von der einen, die in grenzenloser Einseitigkeit nichts weiter will, als Freiheitslieder, von der anderen, welche alle Nachahmer Heine's und besonders die frei sich bewegenden Versmaße dieses Dichters haßt. Es sollte mir Leid thun, wenn deshalb in einer so ernsten Zeit, wie der jetzigen, diesen Gedichten wenig Theilnahme geschenkt werden sollte, da sie bei vielem Schwachen und Bekannten doch manches Schöne und wahrhaft Poetische enthalten. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß Ebeling die hohe

Idee, welche er von seinem leidlichen Talente hat, nicht so offen prahlend in mehreren Liedern ausgesprochen hätte, auch daß er mehrere schwache Gedichte ganz weggelassen und öftere Wiederholungen vermieden hätte. Reiche Anschauung und Erfahrung gehen ihm fühlbar ab. Hoffentlich wird seine Muse männlicher erstarken, wenn er, wie ich vermuthe, noch in der Blüthe seines Lebens steht.

Ein Dichter ganz anderer Art, ja entgegengesetzter Natur, spricht aus den Gedichten Alfred Meißners. Ich hege eine gewisse Liebe zu den Dichtern Oesterreichs, nicht nur weil ich viele derselben persönlich kennen und lieben gelernt habe, sondern auch weil ich die Schmerzen und Wunden, die sie in sich tragen, kenne und mitempfinde. Es ist nun wohl ein Jahr her, daß einige junge Oesterreicher mich auf Meißner's Talent aufmerksam machten und mir mehrere seiner Gedichte aus dem Gedächtniß vortrugen. Nicht lange darauf kam Meißner nach Leipzig und suchte mich auf. Denkt Euch einen blutjungen Menschen von etwa zweiundzwanzig Jahren, blühenden Wangen, melancholischen Augen, stillem und höchst bescheidenem Wesen, von Charakter Studiosus der Medicin in Prag, das einzige Kind reicher Eltern, und so habt Ihr ein kleines Bild von Meißner. Ich erwähne dies aus keinem anderen Grunde, als weil der, welcher seine Gedichte liest, sich die Persönlichkeit des Dichters gewiß als eine ganz andere denkt, vielleicht ähnlich der Karl Beck's. Meißner ist ein bedeutendes poetisches Talent. Unter allen poetischen Erzeugnissen der jüngsten Vergangenheit, die von Oesterreich aus erschienen sind, ist keines so beachtenswerth als das seinige. Seine Muse ist keine fröhliche, sondern ernste, tief melancholische. Nicht Freude, sondern Schmerz spricht aus allen seinen Gedichten. Und dieser Schmerz ist kein gemachter und erkünstelter, er ist ein eben so tief empfundener, als großer und gerechter. Sein Schmerz entspringt aus den Dissonanzen des bürgerlichen Lebens und insbesondere aus der Noth und dem Elend der unteren Klassen. In dieser Beziehung ist er der Dichter einer eigenen Tendenz, wie bis jetzt kein Anderer in Deutschland. Er ist ein communistischer Schriftsteller im edelsten Sinne

des Wortes. Der Fluch, welcher auf den niedrigen Klassen, die da arbeiten müssen, um nicht kläglich zu verhungern und bei aller Arbeit doch kaum so viel verdienen, daß sie dem Hunger wehren können, ist ihm tief in's Herz gedrungen. Er trauert mit der darbenden Menschheit, und indem er die Contraste der menschlichen Gesellschaft in einzelnen Bildern scharf zeichnet, weckt er Begeisterung zur Abwehr. Aber er predigt nicht die übrigen Tendenzen der communistischen Richtung, welche zur Ausgleichung dieser Ungleichheit nach Mitteln greifen will, die sich wohl in einer kleinen Gesellschaft, aber in einem Staate nimmer realisiren lassen und in ihrem Fanatismus gefährlich werden können. Was sucht der Träumer im Gewühl des Lebens?

Im armen Volke such' ich Platonsstirnen,
Ich such' das Weib in den verlorenen Dirnen,
Die Kraft im Sklaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie lernte beten,
Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers argverstümmelte Gedanken.

Mehr als alles Andere schmerzt ihn die Irrsal von verlorenen Seelen. Er sieht ein Mädchen, eine zertretene Rose, und sucht in der Gesellschaft die Schuld ihres Glends. Er sieht Kinder, die vor Hunger sterbensmatt sind, und andere, die, wo hohe Dessen dampfen, den Lenz ihres Lebens zubringen müssen. Und doch heißt es in der Schrift: das Himmelreich den Kindern! Das Loos ganzer Völker, die in Ohnmacht nach Erkenntniß und Freiheit ringen, preßt ihm namenlosen Schmerz aus. Die Schrift hat den Massen Ergießung des heiligen Geistes verheißen, und sie will nicht kommen. In dem armen Manne schildert er, wie aus Noth Wahnsinn wird und der Wahnsinn zum Tod in den Fluthen treibt. Ein Kampf liegt in den ersten Wehen, es ist der Kampf der Armen und der Reichen. Er kann einer Gefallenen in ihrem Glend nichts Besseres wünschen, als recht bald zu sterben. Wunderschön ist von ihm in dem Gedicht: die Schenke, an dem Gipsbüstenhändler von der Liber, an dem Harsenschläger aus Polen, an dem Zigeunermädchen und Gaukler, im Bild gezeichnet, wie Völker, die einst die ungeheuere Erde beherrschten, ihre Missionäre in Lumpen durch die Welt schicken. Im Atheisten

zeigt er, wie der Pfaffe den Fluch auf das Haupt des Jünglings schleudert und diesen zwingt, mit gebrochenem Herzen das Dorf zu verlassen, das ihn geboren. Der Frühling kommt und erquickt den Bettelknaben, aber die Ankunft des Heilands für die franke Zeit bleibt nur ein schöner Traum, kein Fürst giebt seinen Purpurmantel zu Windeln für die Brut des Armen her. Auch die Frauen ermahnt er, in die Geschichte einzutreten und das Banner der Männer zu schmücken. Einen furchtbaren Kontrast zur übrigen Menschheit bildet der Raubschütz, der die Freiheit in Wäldern sucht und selbst ein Raubthier geworden. Und im Pantheon fragen alle unglücklichen Columbe, Märtyrer, Poeten und Propheten den Gott im Himmel, ob er sie ohne Zweck zur Wein berief? Er hält die vielgeprüfte Menschheit dann nur für fröhlich, fromm und gut, wenn sie bei Müß' und Arbeit an der Brust der Erde in seligem Vergessen ruht. — Seine Blätter der Liebe sind düsteren Gepräges, aber tief empfunden. Das Gediegenste hat er in seinen Irrfahrten niedergelegt; sein Gedicht Venezia die Krone derselben. Das Amphitheater zu Verona verbittert sein Ideal von der antiken Welt durch die grausamen Barbarismen, in der sie sich im Gegensatz zur Neuzeit bewegt; aber diese, die die Tiefen der menschlichen Brust ermessen will, ist schwach geworden und trägt in der Brust Grausamkeit, Wollust und andere dunkle Gelüste. In der Natur feiert er seine Communion:

Ich stelle mich aufrecht im schwankenden Boot, —
Natur, ich esse dein heiliges Brot!
Ich heb' einen Kelch mit Weinesgluth —
Natur, ich trinke dein heiliges Blut!

Dein Blut wird Blut in den Adern hier,
Dein Brot wird Fleisch in dem Leibe mir.
O Mutter Natur, deine Communion
Hält feierlich heute der Erdensohn!

In solchen und ähnlichen Tendenzen bewegt sich der junge Dichter. Tief ergreifende Tendenzen und schöne Bilder in größtentheils guter Form ziehen sich durch das ganze Büchlein. So ergreifend schildert bislang kein deutscher Dichter das Geschick, das die Massen in's Elend, zur Verzweiflung und zum Wahnsinn treibt, was den Communismus in's Leben gerufen. Mehrere Gedichte sind überladen von Bildern; der Wein befindet sich noch in der Gährung. Dagegen beweisen die schmuckloseren, aber auch desto ergreifenderen, wie Venezia, daß dieser Wein in seiner Läuterung ein ausgezeichnetes ist. Ich will nicht sagen, daß Meißner durchweg originell sei, im Gegentheil ist es leicht nachzuweisen, daß er an den großen Dichtern Englands sich herangebildet hat, aber er hat ein seltenes Talent, die Conflict des Lebens in schroffen Einzelheiten auf die tragischste Weise vor die Seele treten zu lassen, und dies auf eine so zarte, tiefpoetische und doch gluthgeschwängerte Art, daß er eine gewaltige Wirkung hervorbringt. Daß diese Lieder aus Böhmen kommen, ist ein beachtenswerthes Moment der Gegenwart. Wie Meißner, denken und fühlen noch viele Hunderte der jungen Generation, aber sie können es nicht so schön und so gewaltig aussprechen, und sie dürfen es nicht und wagen es auch nicht. Doch werden auch sie nicht ohne Thaten bleiben.

Karl Galtaus.

D r e s d e n .

Zur Statistik Sachsens. *)

Dem „Staatshandbuche für das Königreich Sachsen auf 1845“, abgefaßt durch

*) Zum Theil als allgemeine Einleitung zu dem über die dormalige Industrieausstellung nächstens zu gebenden Bericht. Die Red.

das „Directorium des statistischen Vereins“, entnehmen wir die folgenden statistischen Notizen, welche auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürften. Zur Veranlassung von Vergleichen in dieser Rücksicht, die auf so manche industrielle, commercielle und andere Lebensfragen der Zeit einiges Licht zu werfen vermögen, fügen

wir, so weit dies thunlich erschien, in Klammern die nächst früheren officiellen Zahlenangaben bei, ein für allemal die Bemerkung vorausschickend, daß die hier gegebenen Zahlen, wo nicht etwas Anderes ausdrücklich bemerkt ist, die statistischen Aufnahmen des Jahres 1843, als die neuesten officiell veröffentlichten, zur Grundlage haben, während die in Klammern beigefügten Zahlen die Aufnahmen vom Jahre 1841 andeuten. — Der höchste Punkt Sachsens ist der Fichtelberg bei Oberwiesenthal im Erzgebirge, 3720 Pariser Fuß über der Nordsee. Der tiefste Wasserstand der Elbe, welche eine mittlere Geschwindigkeit des Stroms von 3 Fuß in der Secunde hat, war im Sommer 1842, 2 Ellen 5 Zoll unter 0 des Elbmessers der Dresdner Brücke (0 = 7 Fuß Wasserstand), und der höchste Wasserstand am 31. März d. J. 11 Ellen 3½ Zoll über 0. Die Chausseesirten Wege des Staats betragen zu Anfange 1845: 558,339½ achtellige Ruthen, oder 337½ Postmeilen à 7500 Meter (1842: 512,112½ Ruthen, oder 309½ Postmeilen). An Eisenbahnen innerhalb des Landes werden befahren: die Leipzig = Dresdner, die Leipzig = Magdeburger (bis zur Landesgrenze bei Steuditz), die sächsisch = bairische (von Leipzig bis Grimmitzschau); außerdem sind jetzt in Angriff genommen: die sächsisch = schlesische von Dresden nach Görlitz, die sächsisch = böhmische von Dresden bis zur Grenze bei Niedergrund, die Chemnitz = Riesaer und die Löbau = Zittauer; endlich projectirt: die Bahn von Riesa nach Züterbogk, und die von Leipzig zum Anschluß an die thüringische Bahn. Dieses Eisenbahnsystem soll bis zum Jahre 1850 vollständig ausgeführt werden, und wird dann eine Gesammtlänge von etwa 70 Postmeilen betragen. In Bezug auf die productive Beschaffenheit des Landes haben wir der Waldungen zu gedenken, welche etwa den vierten Theil der Oberfläche, 60 bis 70 Q.-Meilen, einnehmen und von denen 25 Q.-Meilen Staats-eigenthum sind; auch ist hier der Kunstwiesenaue zu erwähnen, welche seit einigen Jahren mit Erfolg im Erzgebirge und dem Westen der Oberlausitz gemacht worden. Die Weinproduction ist zwar nicht unbedeutend, aber freilich sehr schwankend; sie betrug im Jahre 1834: 93,279, 1838 nur 1482, 1842 dagegen wieder 34,352 und 1843

9286 Eimer an Mosterträgen, nach den betreffenden Steuerdeclarationen. Der Viehstand im Lande betrug 1844 an Pferden 86,582 Stück (1840: 84,306), Rindvieh 554,910 (578,788), Eseln 542 (438), Schafen 583,134 (681,594), Schweinen 120,931 (126,603), Ziegen 64,975 (61,648), Bienenstöcken 50,215 (42,629). Die Wollproduction, soweit sie sich aus den zum Verkaufe gestellten Quantitäten ergibt, beträgt jährlich im Durchschnitt etwa 12,000 Centner. Die Pferdezucht deckt den Bedarf bei weitem nicht (jährlich etwa 1600 Fohlen) und es werden noch 6000 bis 8000 Pferde jährlich eingeführt; zu Moritzburg besteht eine Landesbeschälanstalt von 70 Hengsten. — Die Gesammtbevölkerung des Landes betrug nach der Zählung vom 1. Dec. 1843 1,757,800 (am 1. Dec. 1840: 1,706,276) Personen, was in den letzten drei Jahren eine Vermehrung von 51,524 Individuen, also etwas über 1 Procent der Bevölkerung ergibt. Darunter waren 855,620 männliche, 902,180 weibliche Individuen. Der lutherischen Kirche gehörten an 1,724,342 (1,673,310), der reformirten 2074 (1855), der katholischen 30,375 (30,104), der griechischen 127 (139); darüber 882 (868) Israeliten. Diese Bevölkerung, bei welcher durchschnittlich auf die Quadratmeile 6470 (6280) Bewohner kommen, wohnt in 141 Städten mit 588,248 (559,830), und in 3679 (3502) Dörfern, Dorfteilen, einzelnen Gütern und Gehöften 1,153,342 (1,130,944); zum Militär-Stat gehören 16,210 (15,502) Individuen. Die Zahl der Stadt- zu der der Landbewohner verhält sich wie 100 zu 196 (100 zu 202), die der männlichen zur weiblichen Bevölkerung wie 1000 zu 1054 (1000 zu 1057). Die Zahl der Häuser in den Städten beträgt 51,429 (50,944), auf dem Lande 164,591 (161,200). — Die gewerbliche Production Sachsens ist sehr bedeutend, hat indeß durch mancherlei Einflüsse in einzelnen Zweigen nicht unbedeutend abgenommen. Im Jahre 1843 waren in den 6 Bergamtsrevieren gangbar 459 Gruben oder Zechen (1841: 484), darunter 24 königliche, 199 (211) gewerkschaftliche und 236 (249) Eigenlöhner-Berggebäude; 2 Amalgamirwerke, 3 Schmelzhütten, 1 Seigerhütte, 4 Blaufarbenwerke, 9 (8) Zinnhütten, 9 (6) Vitriol-

Alaun-, Arsenik- und Schwefelwerke, 20 (18) Eiseuhüttenwerke mit 16 Hoehöfen, 13 (11) Gießereien mit Modellwerkstätten, 6 (4) Cupolöfen, 2 Buddingöfen (seit 1841 errichtet), 50 (51) Fäsch- und Schmelzfeuer, 21 (20) Wärm- und Zainfeuer und Zeughämmer, 4 Blechwalzwerke mit Oelhöfen, 2 Zimnhäuser, 1 Drahtwerk, 19 (16) Schlosser- und Schmiedewerkstätten, 7 (4) Bohr-, Dreh- und Schleifwerke; ungerchnet die größere Anzahl kleinerer ähnlicher Werke, welche gekaufte Koh- oder Alteisen bearbeiten, ferner 1 Messingwerk zu Niederauerbach und eine Fabrik leonischer Gold- und Silberwaaren zu Freiberg. Der Grubenbetrieb beschäftigte 9215 (9390) Steiger und Arbeiter, der Hüttenbetrieb 1690 (2483) und das Kohlenbrennen, Torfgewinnung, Balddarbeit u. s. w. 1602 (585). Dazu kommen 286 (311) bergmännische Beamte und Offizianten, so daß das gesammte beim Bergwesen unmittelbar beschäftigte Personal die Zahl von 11,191 (12,184) erreicht. Die Production betrug an Silber 33,997 Zoltpfund (66,710 Mark), an Bleiwaaren 7783 Zoltpfund (10,037 Centner), an Kupfer 564 (1261), an Zinn 2232 (2272), Eisengußwaaren 50,659 (33,145), an Stabeisen, Blech, Draht 55,560 (53,103), an Blaufarbenwaaren, Nickelweisse, Arsenikalien 13,152 (11,023) Centner — was zusammen, mit Hinzurechnung des gewonnenen Bismuth, Vitriol, Schwefel, Alaun, Brauneisen, Porzellanerde u. s. w. im Werthe von 16,093 (19,111) Thalern, einen Productionswerth von 2,185,281 (2,073,101) Thalern repräsentirte. Das Steinkohlenausbringen beträgt etwa 3,150,000 Dresdner Scheffel; an Torf wurde im Jahr 1842 im Ganzen 179 Millionen Stück gewonnen. Glashütten hat Sachsen nur 3 unbedeutende, Steingutfabriken 4, neben der großen Porzellanfabrik in Meissen. — Die Wollenindustrie ist vorzugsweise verbreitet: es bestanden 126 (119) Streichgarnspinnereien; größere Tuch- und Flanellfabriken 99 (87); Kammwollspinnereien 33 (27), mit mehr als 40,000 Feinspindeln, und dabei ist das Handgespinnst natürlich noch nicht mitgerechnet. Die Zahl der Tuchwebstühle beträgt zwischen 3 und 4000 und die Zahl der darauf producirtten Stücke Tuch jährlich etwa 160,000. Die Thibets, Merino's und Mouffelines de laine

beschäftigen ebenfalls etwa 3 bis 4000 Stühle, bei ungefähr 66 (54) größeren Fabrikgeschäften dieser Art. — Baumwollenspinnereien zählte man 91 (99); größere Fabrikgeschäfte für Kattune 39 (41), für Barchent, Piquéé 22 (20) und für baumwollene Buntweberei 93 (91) — die Gesamtzahl der Baumwollenwebstühle übersteigt 30,000. Kattun- und Zeugdruckereien bestanden 43 (39), deren einzelne über 100, einige nahe an 200 Tische beschäftigen. — Die Strumpfweberei beschäftigte im Jahre 1838 noch 18 bis 20,000 Stühle, war aber schon 1841 auf etwa 10,000 gesunken, und wird sich noch nicht viel wieder gehoben haben; während 1841 nur 54 Strumpfwarenfabriken bestanden, ist deren Zahl 1843 auf 59 gestiegen. Mit Fabrikation von leinenen und baumwollenen Bändern beschäftigten sich 17 Fabriken, mit seidenen Bändern nur 5 (4). Für baumwollene und seidene Posamentirwaaren bestanden 9 Verlagsgeschäfte, und 46 (50) Fabrikhandlungen für diese Artikel und zugleich für Spitzen und ungenähte Waaren. Neuerdings ist die Fabrikation von Spitzen ganz in belgischer Weise mit Erfolg unternommen, nichtsdestoweniger ist das Geschäft ein sehr gedrücktes, obwohl die größtentheils aus Staatsmitteln unterstützten 25 (23) Klöppel- und Nähschulen im Obergebirge und Voigtlande sehr zur Ausbildung beitragen. Man kann die Zahl der mit derartigen Arbeiten beschäftigten Personen approximativ auf 50,000 Personen anschlagen. Flachsmaschinenspinnerei im Lande heimisch zu machen, ist ein anerkannt dringendes Bedürfnis, dem aber noch in keiner Beziehung abgeholfen worden! Man beschränkt sich dabei durchaus noch auf die Handspinnerei. Größere Fabrikgeschäfte für Damaste und Leinwand gab es 58 (67); Bleichereien, mit sehr seltener Anwendung vervollkommener Methoden, 41 (45); größere Färbereien 41. Seidenwaarenfabriken giebt es 5, Wachsstuchfabriken 12; Papierfabriken 60 (61) mit etwa 100 Bütten, und 5 Maschinenpapierfabriken, die indeß den Bedarf der zahlreichen Buchdruckereien des Landes (deren allein 26 mit 210 Pressen, darunter 24 Druckmaschinen, in Leipzig sich befinden) bei weitem nicht decken. Für bunte Papiere, Tapeten und

Spielkarten giebt es 8 Fabriken; außerdem 23 (24) Tabaks- und Cigarrenfabriken, 3 (6) Zuckersiedereien, darunter zwei auf Runkelrüben, 4 Pulverfabriken, 17 (15) Pianofortefabriken, 8 (13) Fabriken für musikalische Streich- und Blasinstrumente im Voigtlande, 19 (30) Maschinenbauetablissemens, 16 (15) Fabrikverlagsgeschäfte für hölzerne Spielwaaren, und 8 (9) Verlagshandlungen für Strohflechtwaaren; endlich einige Chocoladen-, Cichorien- und Nudelfabriken. — Der sächsische Buchhandel zählt 192 Firmen (zu Anfang des Jahres 1845), also fast den sechsten Theil der gesammten deutschen Buchhändlerschaft, von denen in Leipzig allein 130 sich befinden. Actienvereine bestehen jetzt im Lande für Eisenbahnen: die Leipzig-Dresdner, Magdeburg-Leipziger, sächsisch-schlesische, sächsisch-bairische, Zittau-Löbauer und Chemnitz-Riesaer — ferner die sächs. Dampfschiffahrtsgesellschaft zu Dresden, Zuckersiederei und Societätsbrauerei ebenda, Fabrik mouffirender Weine zu Niederlösnitz, Maschinenbaucompagnie zu Chemnitz, Wanduhrenfabrik zu Carlsefeld, sächs. Eisencompagnie zu Gainsdorf bei Zwickau, Actienverein für die Treibgärtnerei auf den Erdbränden zu Planitz bei Zwickau — Asphaltcompagnie, Rammgarnspinnerei, Seidenbauverein zu Leipzig, und für Steinkohlenbau zu Pottschappel, Gittersee, Gunnersdorf, Zwickau, Delnsitz und Oberhohndorf. Ferner Mobiliar-, Feuer-, Lebens-, Vieh-, Hagel-, Elbschiffahrts- und Rentenversicherungsanstalt, die letztere in Dresden, die erstgenannten in Leipzig, wo sich auch seit dem Jahre 1839 eine auf Actien mit einem Capitale von 1½ Mill. Thalern gegründete Privatbank befindet.

Die directen Abgaben bestehen in der Grund-, Gewerbe- und Personalsteuer. Die erstere wird seit dem Beginn des vorigen Jahres von dem Reinertrage der Gebäude und Grundstücke, nach vorgängiger Vermessung und Abschätzung nach Steuereinheiten erhoben, deren eine auf 10 Mgr. des Reinertrags gerechnet wird. Das besteuerte Grundeigenthum des Landes beträgt nach dem neuen Kataster 2,361,245 Acker (à 300 Q. Ruthen), und die Zahl der darauf gelegten Steuereinheiten — à 9 Pfennige, also 9 Procent, gewiß nicht zu wenig! — 48,299,677, also ungefähr 1,449,000 Thlr. Die indirecten Abga-

ben bestehen im Grenz- und Elbzolle, in der Branntwein-, Bier-, Wein-, Tabaks-, Runkelrübenzucker-, Schlacht- und Stempelsteuer. Das Budget für die letzte Finanzperiode von 1843 bis 1845 war veranschlagt zu 5,681,002 Thlr. jährlicher Einnahme und 5,662,289 Thlrn. jährlicher Ausgabe (darunter das Militärbudget mit 1,339,782 Thlrn., also 19,000 Thlr. weniger, als in der vorhergehenden Finanzperiode), also mit einem Ueberschusse von 18,713 Thlrn. Die verzinsliche Staatsschuld betrug am Schlusse des Jahres 1844 im Ganzen 13,413,625 Thlr., wovon 4 Mill. 3procentiger Staatsschulden-Cassenscheine seit 1. Jan. 1844, behufs der Entschädigung der Besitzer bisher steuerfrei gebliebener Grundstücke, der Rest 3procentige Steuercreditcassenscheine der Anleihe von 1830. Zur unverzinslichen Staatsschuld gehören 4 Mill. Thlr. Cassenbilletts und die Kammercreditcassenscheine, so wie einige Reste auf alte Steuerscheine u. mit etwa 46,000 Thlr. Noch ist hierbei der 3½procentigen Landrentenbriefe (Ende 1844 noch 9,296,812 Thlr.) zu erwähnen, welche 1834 behufs Erleichterung der Gemeinheitstheilungen und Ablösungen creirt sind, und allerdings, weil sie auf Ablösungsrenten fundirt sind, zur eigentlichen Staatsschuld nicht gehören, doch von der Staatsregierung ausdrücklich garantirt sind. — Zu den Straf- und Versorgungsanstalten gehören die Zucht- und Correctionshäuser zu Waldheim (für Weiber) und Zwickau (für Männer), die Correctionserziehungsanstalt zu Bräunsdorf, Gefängniß, Hospital und Weiberarbeitshaus zu Hubertusburg, Heil- und Verpflegungsanstalt zu Sonnenstein, Landesversorgungsanstalt zu Golditz, Landeswaisenhaus zu Großenhennersdorf, Blinden- und Taubstummenanstalt zu Dresden, Taubstummeninstitut zu Leipzig. Auch bestehen zwei Immobilien-Brandversicherungsanstalten (in den Erblanden mit 9 Brandversicherungsbezirken, und in der Oberlausitz).

Nach der Bundesmatrikel hat Sachsen ein Contingent von 12,000 Mann zu stellen, und einen Bundesmatricularbeitrag von 1193 Gulden zu zahlen. In Bezug auf die Verwaltung zerfällt Sachsen in 4 Kreisdirectionsbezirke (Dresden, Leipzig, Zwickau, Budissin), und diese wieder zu-

sammen in 14 Amtshauptmannschaften, zu welchen als 15. Bezirk die Schönburg'schen Reichsherrschaften kommen. Ferner 35 Medicinalbezirke und 9 thierärztliche Bezirke; 4 Appellationsgerichtsbezirke (am Sitze der Kreisdirectionen); in 4 Steuerkreise mit 25 Steuerbezirken, in 15 Hauptzoll- und Hauptsteueramtsdistricte, die wiederum in einzelne Controlbezirke zerfallen, in 15 Forstbezirke und 38 Rentämter, endlich in 6 Bergamtsreviere. In kirchlicher Beziehung zerfallen die Kreisdirectionsbezirke in den Erblanden in 34 Ephorieen (die Oberlausitz hat keine Ephorieen), und diese 776 Pfarreien mit 233 Filialen, neben zwei Pfarreien, welche keiner Ephorie angehören. Zu diesen Ephorieen gehören auch die Schulbezirke, deren jede Elementarschule einen hat. Es bestehen 8 Seminare und 9 Gymnasien (mit dem Bixthumschen Geschlechtsgymnasium und dem damit verbundenen Blochmannschen Erziehungsinstitut), außer den beiden Landesschulen zu Meissen und Grimma.

Königl. Hoftheater.

Montag, 21. Juli, zum ersten Male:

Dina. Trauerspiel in 5 Acten von Dehenschläger.

So unverkennbar und einflussreich die Wechselwirkung ist, welche die Dramatik der verschiedenen Nationen in objectiver Beziehung unter sich ausübt, eben so eigenthümlich und beispiellos ist in der Geschichte der gesammten Poesie der subjective Zusammenhang, in welchen die Dänen dadurch zu den Deutschen getreten sind, daß die bedeutendsten Förderer des dänischen Theaters, der Stolz ihres Vaterlandes, Adam Gottlob Dehenschläger, Jens Emanuel Baggesen und Johann Carsten Hauch, mit meistens dramatischen Originaldichtungen in deutscher Sprache auch uns und unserer Bühne unmittelbar angehören, — gleichsam ein schöner, willkommener Zoll der Dankbarkeit, welchen Dänemark den Deutschen für die von ihnen zugebrachte höhere Cultur darbringt! Wie es aber vorzugsweise Dehenschläger ist, der namentlich durch die Fortbildung der Form und durch seine dänischen Nationaldramen die dänische Dramatik zu einer bedeutenden Geltung erhoben hat, so ist auch er es, der, und zwar nicht allein durch seinen Correggio, zu dem eben angedeuteten Bande

zwischen Deutschland und Dänemark am meisten beigetragen hat. Ein neuer Ring für dieses Band ist die bereits mehrfach und mit günstigem Erfolge in dänischer Uebersetzung zu Kopenhagen erfolgte Aufführung seiner „Dina“.

Eine gewisse kindlich-gemüthliche Natürlichkeit, einfach-schöne Sprache, fließende Verse, wahrhaft herrliche Bilder, durch und durch poetische Färbung des ganzen dramatischen Gemäldes verkünden uns in allen Theilen des neuen Werkes eben so das Walten eines wahren Dichtergeistes, wie uns die Pietät für seinen Namen ein Hervorheben dieser Vorzüge doppelt zur Pflicht macht, da wir uns im Uebrigen mit dem Inhalte der drei letzten Acte keineswegs einzuverstehen vermögen. Es erweckt dies aber selbst bei dem Kritiker ein um so schmerzlicheres Gefühl, auf je größere Bewunderung die zwei ersten Acte Anspruch haben, die, so lange man noch nicht mit der zweiten Hälfte des Drama's bekannt ist, gleichsam die hochpoetischen und lebenswarmen Skizzen des Dichters für die objective Ausführung der Hauptcharaktere zu sein scheinen. Leider ist es jedoch mit diesen Skizzen gegangen, wie es wohl hin und wieder dem Maler mit den seinigen zu ergehen pflegt: das Hauptbild ist weit hinter ihnen zurückgeblieben; die drei letzten Acte der Tragödie stechen in der ganzen Behandlung des gewählten Gegenstandes von den zwei ersten so grell und unerquicklich ab, daß der Gedanke Raum gewinnen könnte, ein Schüler habe bei dem zweiten Theile des Meisters Stelle vertreten, wenn nicht auch dort die oben gerühmten guten Eigenschaften hin und wieder seine Hand erkennen ließen. Seine Neußerlichkeiten weisen uns auf ein historisches Drama hin, und schon der Theaterzettel läßt uns in seinem Personenverzeichnisse, in dem Schauplatze Kopenhagens und der Jahreszahl 1651 das Gemälde eines interessanten Abschnittes aus der Geschichte Dänemarks und seines stolzen Reichshofmeisters Corfiz Ulfeld erwarten; die Anlage der zwei ersten Acte bestärkt uns darin, aber die drei letzten Acte strafen die früheren in einer Weise Lügen, wie uns vorher kaum Aehnliches vorgekommen ist. Der erste Act ist von dem Dichter bestimmt, uns ein Bild Ulfeld's zu geben; wir finden in ihm keineswegs einen idealen Helden, wir sehen ihn nicht mehr auf der Höhe seines mächtigen Waltens und Herrschens über Dänemark, wir sehen schon das Gebäude seines Glückes, seiner Macht durch Stolz und Herrschsucht erschüttert, wir sehen ihn von seinem König strenge Befehle erhalten, wir sehen ihm gegenüber schon trotende Feinde, sehen ihn in seiner Gattin Eleonore, wenn schon auf etwas Kleinliche, für die Tragödie nicht ganz passende Weise, vom Hofe gekränkt, und alles Das ist an sich am Ende nicht recht geeignet, ihn als Helden des Drama's unserem Interesse zu empfehlen; aber er zeigt dabei eine männliche Würde, einen Stolz, eine Energie, die ihn selbst einen Augenblick den Königsmord denken läßt, so daß die Erwartungen für die

Entwicklung des Charakters, wie der angedeuteten Verhältnisse nur gespannt wird, und endlich ist schon die herrliche Schilderung Eleonorens, in welcher sie zum Schlusse des ersten Actes ihren Gatten mit einem Vulkan vergleicht, wohl geeignet, uns Theilnahme für einen in dieser Maasse geschilderten Charakter einzufloßen; aber das ist mehr der Fall, weil wir Weiteres hoffen, weil wir derartigen Versprechungen für spätere Acte Glauben schenken. Doch dieser Glaube, diese Versprechungen werden bitter getäuscht, und selbst die Geschichte ist ganz ohne Noth von dem Dichter incommodirt worden: Ulfeld's Charakter zerfließt fortan in ein Nichts der fadeften, traurigsten Passivität. Er hat früher ein vorübergehendes Liebesverhältniß mit Dina Windhofer, einem Bürgermädchen, dem eigentlichen Hauptcharakter des Drama's, gehabt; als diese nun kommt, es fortzusetzen, macht er den furchtsamen Chemann, er erscheint sodann wieder am Hofe, bittet für die wegen angeblich falscher Anklage Ulfeld's zum Tode verurtheilte Dina um Gnade, will sie zu ihrer Rettung entführen, geht endlich, da Dina diese Rettung nicht annimmt, der ganzen Rolle sehr angemessen, durch ein Pförtchen ruhig von der Bühne ab, und das sind Corfis Ulfeld's Charakter, Leben und Heldenthaten in unserem Drama. Dies und einige höchst triviale Zänkereien desselben mit Dina im dritten und fünften Acte in Bezug auf ihr Verhältniß zu einander und den Verrath, den Dina gegen den Geliebten geübt, sind wahrlich nicht geeignet, dem Drama Werth zu verleihen. Einem mit glänzenden äußeren Mitteln ausgestatteten Darsteller würde es vielleicht möglich geworden sein, dem Charakter wenigstens in seinen Aeußerlichkeiten mehr Halt und Wesen zu verleihen und dadurch seiner eigenen Rolle und Stellung zum Ganzen, wie insbesondere der Liebe Dina's zu ihm durch Erhöhung der Wahrscheinlichkeit zu nützen. Hr. Ed. Devrient vermochte dies bei seiner äußeren Individualität nicht und suchte deshalb in einer Weise zu wirken, welche das Verfehlt der Charakterzeichnung, in sofern überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, nur noch greller hervorhob. Hr. Ed. D. hat sich den von Dina im Spott gegebenen Titel „Ambassadeur“ viel zu ernsthaft gesagt sein lassen und eine diplomatische Amphibie aus seiner Rolle gemacht, die, weder kalt noch warm, hin und her achselt und beim Zuschauer nur ein mitteleidiges Achselzucken über eine derartige Stroh puppe heraufbeschwört. Das sind die Folgen von des Künstlers immer mehr hervortretender Sucht, Alles und Jedes spielen zu wollen. Wenn Hr. Ed. D. in dieser Weise fortfährt, kauft er dem Publikum zum großen Theile den Dank ab, den es ihm für seine sonstige überaus tüchtige Regieführung schuldet. — Bei Weitem interessanter und complicirter ist der Charakter Dina's, und es muß bei ihm wahrhaft bedauert werden, daß auch er durch arg verfehltte Momente zu dem Schicksale von Ulfeld's Rolle verurtheilt ist. Bei Beurtheilung desselben haben wir uns freilich

schon von vornherein auf einen besonderen, rein menschlich-poetischen Standpunkt zu stellen, denn wir würden bei der Moralitätstheorie, welche Dina im ersten Acte aufstellt, vielleicht sofort zu dem verwerfenden Urtheile gelangen, das in der zweiten Hälfte des Drama's nicht ausbleiben kann, wollten wir gleich zu Anfang an das Denken und Treiben des Mädchens den Maßstab ascetisch-nüchternen Strenge legen und nicht von der Entwicklung des Charakters und der Handlung eine mindestens poetisch befriedigende Lösung unserer Zweifel wenigstens für möglich halten, die der Dichter dann zum eigenen Nachtheile vorenthalten hat. Uns an die Worte erinnernd: „Dem Reinen ist Alles rein“, sehen wir im ersten Acte das Mädchen in kindlicher Unbefangenheit einer Schwärmerie des Herzens, einer Ueberspanntheit des Geistes hingegeben, welche es Grundfäden huldigen lassen, die der nüchterne Alltagsmensch allerdings ohne Weiteres verwerfen wird, weil sie nicht in das complicirte Spinnwebgewebe unserer Civilisation und bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinein passen; der aufmerksam und unbefangenen Prüfende wird aber leicht jene reine Poesie des Herzens und der Gefühlswelt herausfinden, deren Region erst über den Verhältnissen menschlicher Einrichtungen und Convenienz beginnt. Ulfeld hat in früherer Zeit ein Liebesverhältniß mit Dina angeknüpft, ohne daß diese damals von dem ehelichen Bande des Geliebten gewußt; sie liebt ihn noch, weist deshalb Anfangs einen vornehmen Bewerber, Oberst Walter ab, und ein gewisser fecker Uebermuth läßt uns für ihr ferneres Schicksal bangen. Sie hat ihre Liebe nicht aufgegeben, sie sucht verkleidet Ulfeld in seinem eigenen Hause auf; damit beginnt der dritte Act und unser Zweifeln an der Lebensfähigkeit des Charakters. In unweiblicher, unerquicklicher Weise hadert sie mit Ulfeld wegen seines kalten Benehmens, fordert die Fortsetzung des Liebesverhältnisses, und als sie durch Horchen erfahren, daß Ulfeld bei dem Wunsche, an dem Könige sich zu rächen, einen Augenblick an Giftmord gedacht hat — ist es nicht Rache wegen getäuschter Liebe, sondern die plötzlich in ihrer Seele auftauchende Pflicht der Staatsbürgerin, welche sie dies Geheimniß dem Könige verrathen läßt, während sie zugleich aus Liebe zu Ulfeld diesen in einem Briefe vor der durch sie selbst herbeigeführten Gefahr warnt. Diese Thatsachen reichen hin, die Charakterwahrscheinlichkeit und das Interesse wie mit einem Schlage zu vernichten, und es bedarf dazu kaum noch ihrer für Walter erwachenden, an Liebe grenzenden Theilnahme, ihres Hin- und Herschwankens, ihres an Trivialität seines Gleichen suchenden Hin- und Herredens mit Ulfeld im fünften Acte, und der unpoetischen Weittäufigkeiten einer Criminaluntersuchung mit Folterkammer, um über das Verfehlt des Hauptcharakters wie der Handlung vom poetischen Standpunkte aus in Gewisheit zu sein, und wenn Dina die von Ulfeld bereitete Flucht ausschlägt, um die wegen Verleumdung Ulfeld's

verhängte Todesstrafe als Strafe für den Verrath des Geliebten zu erleiden, so ist dies ein Grad der Selbstverleugnung, für welchen uns durch das Vorhergegangene alle Empfänglichkeit genommen ist. Demnächst ist die Handlung in ihren einzelnen Theilen so matt und kleinlich, daß schon dieser Umstand der Hauptrolle Eintrag thut, da jene das der Charakterrichtung unentbehrliche Fundament ist. Unter diesen Umständen leuchtet die unendliche Schwierigkeit der Aufgabe für die Darstellerin der „Dina“ von selbst ein, und wir haben das von Fr. Bayer gegebene Charaktergemälde als einen bedeutenden Fortschritt zu bezeichnen, den die Künstlerin in ihrem Berufe gemacht hat. Sehr richtig mußte das Streben der Darstellerin dahin gehen, durch Festhaltung eines Grundtones und möglichste Bewahrung der im zweiten Acte vom Dichter angedeuteten Charakterfärbung dem Ganzen, so weit thunlich, einigen Halt und wenn auch nur oberflächliche Einheit und Uebereinstimmung zu verschaffen, und der Weg, auf welchem Fr. Bayer dies unternommen, ist aus dem tiefen Verständniß der Rolle und aus derselben Erklärung des Charakters hervorgegangen, die wir oben gegeben haben. Einfache Kindlichkeit, Gefühlstiefe und Reinheit des weiblichen Herzens, hat der Künstlerin für ihre Schöpfung, als die ihrer Individualität besonders zusagende Basis gedient, die, durch alle Acte hindurch festgehalten, die einzige Möglichkeit gewährte, heterogene Einzelheiten in minder grellem Gegensatz erscheinen zu lassen. Nicht weniger gelangen der Künstlerin die namentlich im zweiten Acte hervortretenden Züge von Eccentricität — in lebendiger Zeichnung und inniger Verschmelzung mit den vorher angedeuteten Eigenschaften, und wenn auch der Raum die Durchgehung der einzelnen Scenen nicht gestattet, so müssen wir doch wenigstens die treffliche Ausführung der Schilderung hervorheben, welche Dina im zweiten Acte von ihren Verhältnissen zu Ulfeld macht und die gleichsam ein Miniaturbild des Charakters giebt, wie der Dichter ihn unzweifelhaft sich gedacht. — Von den übrigen Rollen ist als in die Handlung eingreifender Charakter nur noch Oberst Walter zu erwähnen, dessen Geradheit und Derbheit in Fr. Winger's Darstellung ihr volles Recht fand.

R. S.

Mittwoch, 23. Juli, am Linke'schen Bade:

Prolog zur Eröffnung der diesjährigen Vorstellungen. — Hierauf zum ersten Male: **Doctor und Friseur**, oder die Sucht nach Abenteuern. Posse mit Gesang in 3 Acten von F. Kaiser.

Die Eigenthümer des Linke'schen Bad-Theatergebäudes, wie die Intendanz unseres Hoftheaters, hatten mit dem Publikum wohl längst die Nothwendigkeit gefühlt, die Vorstellungen auf dem Linke'schen Bade auch durch eine bessere und bequemere räumliche Einrichtung und Ausschmückung des Gebäudes thunlichst zu unter-

stützen und zu heben. Nachdem nun schon früher von der Intendanz einige, lediglich der Theaterkasse zu Gute kommende Abänderungen vorgenommen worden waren, ist dieses Jahr durch einen umfanglicheren Bau im Aeußern und durch recht freundliche Ausschmückung im Innern, auf Kosten der Theaterkasse und der Grundstücksbesitzer, eine gründlichere, auch dem Publikum angenehme Restauration des Gebäudes ohne weitere Preiserhöhung erfolgt. Zu den wesentlichsten Verbesserungen gehört vor Allem der Anbau einer Vorhalle und die Einrichtung eines nunmehr auch mit guten Erfrischungen besetzten Büffets im Innern des Hauses. Dagegen ist die Platzbeschränkung bei sämtlichen Zuschauersitzen gleich drückend und beschwerlich, wie im Hoftheatergebäude, und einer königlichen Verwaltung wenig würdig. Der scherzhafte Prolog wies in nicht unpassenden Wendungen auf das Feld hin, um dessen Bebauung es sich in diesen Räumen handle, und deutete den Standpunkt an, von welchem aus die dieses Jahr durch die Elbcalamitäten verspätigten Leistungen des Linke'schen Badtheaters zu betrachten und zu beurtheilen seien. Das leichtere Genre der heiteren Muse, einige Stunden froher Unterhaltung ohne strengen Maßstab ist Zweck und Streben. Die Kritik hat sich um so mehr damit einverstanden zu erklären, je mehr sie bei einer umsichtigen Verwendung dieser Bühne Seiten der Intendanz die Hofbühne in der Stadt gehoben und ihrem Beruf als wahres Kunstinstitut noch näher gebracht zu sehen hofft, und da, wie wir hören, auch von Seiten der Linke'schen Erben für eine Hebung des in ihrem Besitze befindlichen Grundstückes, jedenfalls eines der angenehmsten öffentlichen Sommervergäugungsorte Dresdens, in zweckmäßiger Weise Sorge getragen worden ist, so darf unter solchen Umständen, bei der Nähe der Stadt und den wohlfeilen Fahrgelegenheiten, wohl auch auf eine rege Betheiligung des Publikums an dem Ganzen gerechnet werden. Ein günstiger Anfang ist jedenfalls heute gemacht worden, und auch die zum ersten Male vorgeführte Posse, wenn schon an sich ein äußerst lockeres Gewebe ohne viel Humor, wurde von Mad. Schubert (Betti) und Fr. Räder (Friseur Keck), durch muntere Laune und lebendiges Spiel, wie unterhaltenden Vortrag der Gesänge, so entschieden gehoben, daß den Vorstellungen auf dem Linke'schen Bade künftig nur eine gleiche Theilnahme des Publikums zu wünschen ist.

R. S.

Repertoire.

Juli: 21. Zum ersten Male: Dina (siehe oben). — 22. Alessandro Stradella. Oper. — 23. Auf dem Linke'schen Bade: Prolog, und zum ersten Male: Doctor und Friseur (siehe oben). — 24. Ar-mide. Oper. (Madame Schröder-Devrient, zum ersten Male nach ihrem Urlaube auftretend,

mit spärlichem Applaus empfangen.) — 25. In der Stadt: Memoiren des Teufels. (Hr. Emil Devrient, von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt, mit lebhaftem Applaus und Kränzen empfangen.) — Auf dem Bade: Der Wildschütz. Oper. — 26.

Alessandro Stradella. — 27. In der Stadt: Die Marquise von Villette. — Auf dem Bade: Der Barbier von Sevilla. Oper. — 28. Der artesisische Brunnen.

F e u i l l e t o n .

Volkschullehrerversammlung in Dresden. Am 26. Juli hielt der hiesige pädagogische Verein im Saale der Wirthschaft des königl. großen Gartens eine erweiterte Versammlung, wozu sich auf vorhergegangene Einladung gegen 400 sächsische Volksschullehrer aus der Nähe und Ferne eingefunden hatten. Ohne hier auf die übrigen Vorträge weiter einzugehen, erwähnen wir nur, daß der wichtigste Gegenstand der Discussion die Petitionsangelegenheit war. Die Lehrer Sachsens werden nämlich abermals bei der hohen Ständeversammlung mit einer Petition einkommen, deren Hauptinhalt die Bitte um gediegeneren Bildung und eine bessere bürgerliche und pekuniäre Stellung ist. 19.

Das Marcolini'sche Palais nebst Garten in Friedrichstadt-Dresden, durch historische Erinnerung aus Napoleon's Zeit merkwürdig, ist von der Stadt für 68,000 Thaler angekauft worden und wird zu einem städtischen Krankenhause umgeschaffen werden. 20.

Auf der Reise nach Damascus begegneten der Gräfin Hahn-Hahn eines Morgens mehrere Reisende, wie gewöhnlich und üblich im Lande, im Habit long (orientalische Kleidung), unter denselben ein Herr im Frack mit rundem Hute, wie auf einer europäischen Promenade; noch wunderbarer erschien es ihr, daß dieser Herr ein kleines Klavier auf seinem Maulthiere mit sich führte. Die Touristin kannte diesen Herrn nicht, noch weniger sein Geschäft, und kann gegenwärtig die Bekanntschaft dieses Herrn bequemer in Deutschland machen. Es war Felicien David. 25.

Berichtigung. Unter Bezugnahme auf eine in Nr. 80 der Dresdner Abend-Zeitung enthaltene Nachricht über den finanziellen Zustand der Leipziger Theater-Unternehmung wird auf Ansuchen des Theater-Unternehmers, Herrn D. Schmidt, auf den Grund der vom August 1844 bis ultimo Juni 1845 contractmäßig eingereichten monatlichen Verwaltungs-Rechnungen und Belege hierdurch amtlich bescheinigt, daß von einem

vorhandenen Deficit bis jetzt nicht im Entferntesten die Rede sein kann.

Leipzig, den 21. Juli 1845.

Die Deputation des Rathes der Stadt Leipzig zu dem hiesigen Stadttheater.

D. Wilt. Demuth.

Wir haben dem Antrage des Leipziger Stadtraths wegen Aufnahme der vorstehenden Berichtigung um so bereitwilliger entsprochen, je weniger es in der Absicht der obenangezogenen Nachricht hat liegen können, Unwahres mitzutheilen und dadurch der Leipziger Bühne oder deren Direction irgend wie zu schaden, und je mehr diese Berichtigung jedenfalls geeignet ist, den wahren Sachverhalt zu constatiren und gegentheilige Gerüchte zu widerlegen. Hr. D. Schmidt aber müssen wir auf sein an uns gerichtetes kategorisches Schreiben wegen Aufnahme einer uns von ihm zugeschickten „Entgegnung“ mit dem Bemerkten abfällig bescheiden, daß die vorstehende „Berichtigung“ und das unter * nachfolgende Zeugniß, das sich Hr. Director Schmidt von seinem ersten Kassenbeamten hat ausstellen lassen, für den beabsichtigten Zweck vollkommen ausreicht, ohne daß es daneben weiterer Auslassungen und Drohungen mit gerichtlichen Schritten wegen Verleumdung bedarf. Beiläufig machen wir Hr. D. Schmidt noch darauf aufmerksam, wie aus der Angabe, daß dem Budget der auf eine Reihe von Jahren in ein und dieselben Hände gelegten Verwaltung eines Theaters ein Deficit erwachsen, (das ja aus der Kasse der Direction oder durch die Einnahmen der folgenden Jahre gedeckt werden kann), eine „Verleumdung“ schwerlich herauszuprozeßiren sein möchte.

Die Redact.

* Der Unterzeichnete versichert hiermit auf Pflicht und Ehre, daß — abgesehen davon, daß das erste Jahr der jetzigen hiesigen Theaterverwaltung noch gar nicht abgelaufen ist — bis jetzt von einem Deficit nicht im Entferntesten die Rede sein kann.

Leipzig, den 21. Juli 1845.

Robert Blum,

erster Kassirer des hiesigen Stadttheaters.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.